Protokoll

der zehnten Versammlung der Deutschen Ornithologen-Gesellschaft.

Verzeichniss der Mitglieder der zehnten Versammlung der D. O.-G. zu Cöthen vom 2. bis 5. Juni 1856.

1. *Msgr. le Prince Charles Lucien Bonoparte.*
2. *Msgr. le Prince Gabrielli*, aus Rom.
3. *Mr. Léon Olph-Galliard* aus Lyon.
4. Herr Dr. *Nils Kjärbölling* aus Kopenhagen.
5. „ Prof. *H. Blasius* aus Braunschweig.
6. „ Pastor *H. Zander* aus Mecklenburg.
7. „ Custos *C. F. Wiepken* aus Oldenburg.
8. „ Pastor *Chr. L. Brehm* aus Renthendorf.
9. „ Dr. *Julius Hoffmann* aus Stuttgart.
10. „ Pfarrer *Johannes Jäckel* aus Bayern.
11. „ Sanitätsrath Dr. *Hennecke* aus Goslar.
12. „ Major *Kirchhoff* auf Schäfferhof, (Hannover).
13. „ Gutsbesitzer *J. Kratsch* aus Altenburg.
14. „ „ „ *H. Porzig* „ „
15. „ Dr. *B. Altum* aus Berlin.
16. „ Dr. *C. L. Gloger* aus Berlin.
17. „ Conservator *L. Martin* aus Berlin.
18. „ Bildhauer *Schmitz* aus Berlin.
19. „ Apotheker *Giebelhausen* aus Leitzkau.
20. „ Lieutenant *Balduin v. Münchhausen* aus Leitzkau.
21. „ Pastor *Gueinzius* aus Prödel.
22. „ Pastor emer. *Rimrod* aus Halle.
23. „ Fabrikant *F. Schlüter* aus Halle.
24. „ Fabrikant *W. Schlüter* aus Halle.

25. Herr Forstinspector *Wegener* aus Magdeburg.
26. Frau Forstinspector *Wegener* aus Magdeburg.
27. Herr Gutsbesitzer *H. Wendenburg* aus Beesenstedt.
28. „ Naturalienhändler *E. Klocke* aus Dresden.
29. „ Pastor *Krutsch* aus Pegau.
30. „ Partikulier *G. H. Kunz* aus Leipzig.
31. „ Inspector *R. Tobias* aus Leipzig.
32. „ Partikulier *A. Troost* aus Leipzig.
33. „ Lehrer *F. Schach* aus Russdorf.
34. „ Fabrikant *Arnoldi* aus Gotha.
35. „ Bankdirektor *W. Ehmer* aus Dessau.
36. „ Buchhändler *Katz* aus Dessau.
37. „ Hofjäger *A. O. Thiele* aus Dessau.
38. „ Einnehmer *E. Griesing* aus Cöthen.
39. „ Dr. *A. Lutze* aus Cöthen.
40. „ Buchhändler *P. Schettler* aus Cöthen.
41. „ Gymnasiallehrer *M. Schneider* aus Cöthen.
42. „ Dr. *Herrklotsch* aus Gröbzig.
43. „ Amtmann *R. Hess* aus Wulfen.
44. „ Prof. Dr. *J. F. Naumann* aus Ziebigk.
45. „ Kunstgärtner *Edm. Naumann* aus Ziebigk.
46. „ Rittergutsbesitzer *C. Nette* aus Wörbzig.
47. „ Pastor *W. Pässler* aus Brambach.
48. „ Oekonom *J. Reinicke* aus Kleinpaschleben.
49. „ Amtmann *Ad. Säuberlich* aus Wiendorf.
50. „ Baumeister *A. Sehring* aus Edderitz.
51. „ Einnehmer *Wernicke* aus Rosslau.
52. „ Pfarrer *E. Baldamus* aus Diebzig.

Cöthen, den 2. Juni 1856.

In der heute Abend 8½ Uhr im kleinen Saale des „Prinzen v. Preussen“ eröffneten Vorversammlung wurden Herr Sanitätsrath Dr. Hennecke aus Goslar zum ersten, und Herr Lieutenant Balduin von Münchhansen aus Leitzkau zum zweiten Vorsitzenden (fast einstimmig) erwählt. Betreffs der Tagesordnung und des Programmes wurde festgestellt, dass morgen nach einem kurzen populären Vortrage „über das

Halten der Singvögel", von H. P. Brehm, die Discussion über den „Speciesbegriff" beginnen und den Hauptgegenstand der diesjährigen Tagesordnung bilden solle. Ferner meldeten Vorträge an: Herr Conserv. Martin aus Berlin: über zweckmässiges und fehlerhaftes Sammeln und Aufstellen der höhern Thierklassen; H. P. Brehm: „Besprechung grosser Reihen von Falken, Piepern etc., welche er mitgebracht; Pf. Baldamus: über die jagd-, forst- und landwirthschaftlich nützlichen und schädlichen (europ.) Vögel." (Die eingegangenen schriftlichen Mittheilungen s. weiter unten.) Sodann wurde zu morgen eine Einladung der Versammlung zu ihrem Geschäftsführer, Amtmann Nette, zu Mittwoch Abend ein zu Ehren der Gesellschaft arrangirtes Concert, zu Donnerstag Abend eine gleichfalls zu Ehren der Gesellschaft Hrn. Dr. A. Lutze veranstaltete Soirée musicale angekündigt. Schluss der Vorversammlung 11 Uhr.

Um 6 Uhr hatte Herr Apotheker Giebelhausen den von den beim Geschäftsführer Amtmann Nette stattgehabten Diner zurückgekehrten Mitgliedern eine lebende Aquila chrysaëtos vorgezeigt, ein jung aus dem Horste genommenes Kind des schönen Männchens, welches Hrn. Professor Naumann als Typus seiner Beschreibung gedient hat und desshalb doppelt interessant. Leider war Herr Giebelhausen behindert, den folgenden Tag in Cöthen zu bleiben; und so haben auch nicht alle Mitglieder der Versammlung den schönen Goldadler in Augenschein nehmen können.

Cöthen, den 3. Juni 1856.

Der Vorsitzende. Hr. Dr. Hennecke, eröffnet die Versammlung, zu welcher sich auch viele Nicht-Mitglieder aus Cöthen und der Umgebung eingefunden haben, in dem festlich geschmückten grossen Saale des „Prinzen von Preussen" gegen 9 ½ Uhr mit einer kürzeren Anrede.*) Er deutete darauf hin, dass die Ornithologen sich „hier auf klassischem Boden" und an der „Geburtstätte ihrer Gesellschaft" befinden, dass in Braunschweig,

*) Das schöne Lokal war auf Veranlassung des Hrn. Geschäftsführers, Rittergutsbesitzer Carl Nette in Wörbzig, ebenso reich, als geschmackvoll mit Schilf, Laub und Gewächshauspflanzen etc. decorirt worden. Hinter der Tribüne erhob sich unter Blumen die Büste seiner Hoheit, des Herzogs Leopold von Anhalt-Dessau, vor derselben die sehr wohlgetroffene des Hrn. Prof. Dr. J. F. Naumann, ein Werk des genialen Bildhauers Hrn. Schmitz aus Berlin. Von dieser weiter unten noch Näheres.

oder vielmehr in den romantischen Ruinen der Harzburg, der Wunsch lebhaft geworden sei, die 10. Versammlung aus Liebe und Achtung gegen den allverehrten Veteran Prof. Naumann und zur Erinnerung an das erste gemüthliche Zusammensein in Cöthen — wiederum hier zu halten, Dass diese Wahl auch in weiteren Kreisen Beifall gefunden, dafür spreche die grosse, bisher noch nicht erreichte Anzahl der gegenwärtigen Vereinsgenossen, unter denen ein hochverehrtes Ehrenmitglied und zwei ordentliche Mitglieder aus weiter Ferne gekommen. Er habe den Auftrag, der Versammlung im Namen der Geschäftsführer ein „freundliches Willkommen" zuzurufen; dass dies herzlich gemeint sei, davon gebe die improvisirte, äusserst geschmackvolle Decoration des Versammlungssaales, welche ihren freundlichen Eindruck nicht verfehlen werde, ein beredtes Zeugniss. Sodann den „Gästen" den Zweck dieser Versammlung darlegend, wünscht er den Debatten „einen freundlichen, gemüthlichen Ton", wie er schon in Braunschweig vorgewaltet habe und wie er die „Wissenshaftlichkeit keineswegs ausschliesse." Er erklärt nun die Versammlung für eröffnet.

Hr. P. Brehm ergreift sodann das Wort zu dem gestern angekündigten Vortrage „über das Halten der Singvögel", kann aber nicht umhin, vorher seine Freude über die zahlreich und tüchtig vertretene Versammlung auszusprechen. Er ist glücklich, seinen alten Freund Prof. Naumann, den Meister in der europäischen Ornithologie, und so viele andere würdige Gelehrte wiederzusehen; glücklich, mit den Versammelten das ausgezeichnete Ehrenmitglied, den gelehrten und geistreichen Naturforscher Prinzen Charles-Lucien Bonaparte, von Herzen und mit Stolz Willkommen heissen zu können; er freut sich, dass die Versammlung auch ausserhalb des engern Kreises der Gesellschaft so vielen Beifall findet, und wünscht, dass auch diese Versammlung dazu beitragen möge, die Ornithologie populär zu machen. (Den Vortrag über das Halten der Singvögel s. Beil. Nr. 1.)

Der Sekretär erhält darauf das Wort zur Ablegung des Jahresberichtes (s. Schluss des Protokolls.)

Der Vorsitzende eröffnet nun die Discussion über die Frage: „Was ist **Species!** und zwar namentlich in der Ornithologie?"

Zunächst bemerkt Hr. P. Brehm, dass er als Einleitung zur Discussion wenige Worte zu sagen habe, wenige, obwohl gerade er bei dieser Frage besonders betheiligt sei. Er habe vielleicht gefehlt, dass er seine Subspecies mit Namen von Species-Dignität bezeichnet habe, sei jedoch bereit, einen andern, die Sache von vornherein erklärenden Weg einzu-

schlagen. Der alte Speciesname solle der Species gehören, die Subspecies aber einen dritten Namen (nach dem Vorgange des Prof. Schlegel) erhalten; z. B.:

Spec.: *Turdus musicus*:
Subsp.: „ „ a) *alticeps*;
„ „ b) *minor*; etc.

In dieser Weise wolle er jetzt sein System durchführen. Ob man nun diese Formen Subspecies oder Race nenne, sei ihm gleichgültig: „Sicher ist, dass diese Formen und diese Unterschiede in der Natur existiren, und dass diese Racen oder Subspecies sich fortpflanzen. Desshalb müssen sie auch ihre Geltung im System behalten und erhalten. Der dürre Stamm des Linnéschen Systems hat sich zu einem weitverzweigten und reichbelaubten Baume entwickelt; die Naturwissenschaften haben überhaupt seit jenem grossen Geiste bedeutende Fortschritte gemacht. Auch die Ornithologie ist so mächtig vorgeschritten, dass man ihre Fortschritte speciell bestimmen und nachweisen kann. Wichtig an und für sich, wie das Studium der Subspecies oder Racen für den Ornithologen ist, gewährt es zugleich die merkwürdigsten Einblicke in das Wesen des Vorrückens, des Verschwindens und Auftretens, der Wanderung der Vögel. So rückte die Haubenlerche nach Baedeckers Mittheilungen bei Witten in Westphalen vor, — es ist meine Subspecies *Galerida cristata viarum* —; jetzt rückt sie auch in Ostfriesland vor, und zwar dieselbe Subspecies. Graf Wodzicki schickte mir *Calamoherpe turdina major* aus Galizien, und mein Sohn Alfred hat sie aus Aegypten mitgebracht. Es wandern also diese Vögel von Galizien nach Aegypten! Ich könnte noch eine lange Reihe von Beispielen zum Beweise des Gesagten anführen, wenn es noch überhaupt nöthig wäre, die Wichtigkeit der Subspecies oder Racen für den gründlichen Forscher zu beweisen;“ etc.

Dr. Gloger. Um den Begriff von „Art (*species*)“ festzustellen, müsse man von den Individuen ausgehen: da überall sie die Species bilden. Nur in der organischen Natur, nicht in der unorganischen, gebe es wahre Individuen; eben die erstere bestehe jedoch aus lauter Individuen; und jedes von diesen gehöre einer bestimmten Species an. (Bloss die Bastarde als selten vorkommende Ausnahmen haben gleiche Antheil an zwei Arten zugleich.) Mehrere Species zusammen, aber zuweilen auch schon Eine für sich allein bilden eine Gattung, *Genus*.

Der erste Trieb jedes Individuums bleibe der seiner Selbsterhaltung; der zweite sei der zur Forterhaltung seiner „Art“, durch Erzeugung neuer

Individuen gleicher Art, zur fortwährenden Wiedererfüllung derselben Zwecke, welche das Dasein von Individuen jeder Species in dem grossen Ganzen der Natur habe. Aber schon bei manchen Pflanzen, desgleichen bei den meisten Thieren und namentlich bei allen Wirbelthieren, seien zum Behufe der Fortpflanzung stets die Individuen verschiedenen Geschlechtes erforderlich, die meistens auch sonst mehr oder weniger unter sich verschieden erscheinen. Mithin gehören schon deshalb überall mindestens „zwei Individuen" dazu, um den Species-Begriff „in concreto" vollständig darzustellen. Demnach bleibe hierzu schon eine Combination erforderlich. Diese vervielfältige sich zuvörderst noch dadurch, dass ebenso die jugendlichen Individuen dem Aussehen nach oft bedeutend von den älteren abweichen. Was aber die Sache häufig am meisten verwickele, sei der Umstand, dass bei sehr vielen Arten sogar die Individuen gleichen Alters und Geschlechts unter verschiedenen Himmelsstrichen, oder sonst unter verschiedenen äusseren Verhältnissen einander nicht genau gleich sehen. Im Gegentheile: bei manchen Arten seien dieselben gerade in dieser Beziehung sehr bedeutenden Abweichungen unterworfen. Dies erschwere in solchen Fällen das Erkennen der zusammengehörigen Individuen, und mithin das Feststellen der „Art" nach dieser ihrer Gesammtheit, in sehr wesentlichem Grade.

Gleichwohl sei für die Wissenschaft überall Nichts unerlässlicher, als: das richtige „Feststellen" jeder Art, gerade nach diesem ihrem gesammten Umfange. Und zwar müsse es dies um so mehr schon darum bleiben, weil man deutlich sehe, dass es keinen Begriff gebe und geben könne, welchen die Natur selbst bestimmter festhalte, als den von „Arten". Dies zeige sie unverkennbar durch ihr höchst klar ausgesprochenes Bestreben, dieselben trotz der erwähnten theilweisen Abweichungen der Individuen unter sich dennoch stets in sich „rein" zu erhalten: indem sie das Entstehen etwaiger neuer Arten, durch gelegentliche Vermischung der bereits vorhandenen unter sich, unbedingt verhindere. Solche „neue", von der Natur nicht selbst geschaffene oder Zwischen-Arten würden nämlich die zuweilen, aber nur ganz ausnahmsweise vorkommenden Mischlinge zweier Arten, die Bastarde, sein oder werden können, wenn sie es dürften. Denn sie würden es nur können, wenn ihnen die Natur die Fähigkeit sich unter sich fortzupflanzen, gewährt hätte, und wenn sie ihnen somit gestattete, sich in gleicher Weise dauernd fortzuerhalten, wie es diejenigen wirklichen Arten thun, aus deren Vermischung sie entstanden sind. Ganz im Gegensatze hierzu aber gestatte sie ihnen stets nur

ein kurzes, rein individuelles Dasein. Denn sie habe das, eben so eigenthümliche als leicht erklärliche und mithin jedenfalls höchst beachtenswerthe Gesetz aufgestellt, dass Bastarde unter sich, auch wenn sie eine Begattung unter sich versuchen, (wozu sie jedoch überhaupt schon sehr wenig Antrieb zeigen) stets unfruchtbar sein und bleiben sollen. Diesen Zweck, ebenso wie die Anlage des geringen Reizes dazu, erreiche sie durch ausdrücklich mangelhafte Geschlechtsorganisation der Bastarde. Daher die Erscheinung, dass allen die Fortpflanzung selbst bei einer Wiederverbindung mit Individuen von einer der beiden reinen Stammarten doch nur höchst selten gelinge: obgleich dann ihre Nachkommenschaft bereits wiederum zu dieser einen „reinen Art" zurückkehre. So bestimmt halte die Natur dieses Interdict und durch dasselbe das in sich reine Fortbestehen der Species aufrecht.

Dieser Erfahrungssatz reiche daher Ein- für alle Mal hin, um nebenher auch die seltsame, aber freilich erst neuerlich wieder aufgestellte Ansicht: dass gar etwa „das Klima neue, besondere Arten hervorbringen" solle, oder dass man jemals irgendwie „klimatische Varietäten als besondere Arten" betrachten dürfe, — in das Reich jener eben so grundlosen als logisch unhaltbaren Phantasieen zu verwerfen, die jeder erfahrungsmässigen Naturanschauung widerstreben. Vielmehr sei jede Varietät auch die individuell abweichendste immer wieder auf dieselbe Art, gleichsam die Urspecies, von deren Gesammtheit auch sie nur ein Theil bleibe, zurückzuführen. Die meiste Schwierigkeit zeige sich hiermit oft für längere Zeit bei solchen einzelnen Arten, bei welchen eine wirkliche sogenannte „Racen-Bildung" stattfinde; (wie bei der gemeinen Krähe, in deren beiderlei Färbungen als Nebel- und Rabenkrähe.) Schliesslich lege auch hier die leichte, häufige, ohne Zwang von Aussen her erfolgende und fruchtbare Vermischung dieser, anscheinend freilich sehr eigenthümlichen Race auf die entscheidendste Weise Zeugniss ab für das naturgemässe Zusammengehören derselben, als blosser Theile einer und derselben Art.

Was aber sei demnach eine wirkliche Art, *Species*? — Antwort: **Alles, was entweder seiner Abstammung nach, oder zum Behufe der Fortpflanzung zu einander gehört, bildet Eine Art.**

Kürzer und praktisch bestimmter zugleich werde eine solche allgemeine „Definition", (die natürlich ihrem Sinne und Zwecke nach verschieden sei von der Angabe specifischer Merkmale für die einzelnen „concreten" Fälle) sich schwerlich fassen lassen. Dem Inhalte nach aber könne sie allerdings nur die nämliche sein, wie bereits früher.

Vermöge der „Abstammung“ und Fortpflanzung umfasse der Begriff in dieser Formulirung alle Verschiedenheiten der Geschlechter, des Alters, der Jahreszeiten und sämmtliche Abänderungen, — die beständigen („Racen“) ebenso, wie die wechselnden; — ferner auch die Ausartungen, und so weit als gebührend sogar die Bastarde. Die gewöhnlichen oder schlichtweg sogenannten Abänderungen, daher ins Besondere auch die klimatischen, seien darin mitenthalten: weil sie aus einander selbst entstanden seien und noch ebenso auf's Neue entstehen; die „Racen“, als beständigere Varietäten, aus demselben Grunde und wegen ihrer Fortpflanzung mit einander; ferner auch die Ausartungen: weil sie, obgleich von den regelrecht gefärbten und gestalteten Individuen der Species abweichend, doch eben von solchen abstammen; desgleichen sogar die Bastarde, insofern auch sie denjenigen beiden Arten, von welchen sie herstammen, zu gleichen Theilen angehören. Dagegen werde ihnen hinsichtlich der „Fortpflanzung“ das Recht, für Arten zu gelten, vermöge dieser Begriffs-Definition auf doppelte Weise abgesprochen. Denn einerseits „gehören“ zu diesem Behufe sie selbst gerade nicht „zu einander:“ da sie unter sich unfruchtbar seien und nur im Falle der Wiedervermischung mit einer der beiden Stammarten bisweilen fruchtbar werden. Mithin erscheinen sie für diesen Zweck lediglich wiederum auf diese Arten hingewiesen. Andererseits gehören ja auch schon ihre beiderseitigen Aeltern, weil sie Individuen zweier verschiedenen Arten seien, „zum Behufe der Fortpflanzung“ ebenfalls nicht „zu einander.“

Die zweite, wissenschaftlich-praktische Frage, wie und woran man die Species „in concreto“ erkennen solle, bleibe für's Erste hier noch bei Seite. Denn zuvörderst gelte es die Besprechung dessen, was, dem bereits Angedeuteten gemäss, in die Arten selbst als deren Theile hineingehöre, wie also die Begriffe auch hiervon bestimmt festzustellen und warum sie gebührend festzuhalten seien.

Die Beantwortung dieser Frage habe Redner eigentlich bereits vor mehr als 20 Jahren, (in seiner Schrift über „das Abändern der Vögel und Säugethiere,“ Breslau 1833,) auf ziemlich umfassende Weise geliefert. Indess glaube er, daran jetzt sowohl im Allgemeinen, wie im Besonderen, um so mehr wieder erinnern zu müssen, da in Worten und Begriffen immer noch so vielfach gegen das gefehlt werde, was sich doch bei einigem Nachdenken so leicht als das allein sachgemäss Richtige ergebe.

Sei doch sogar ein so durchaus verwerflicher, den richtigen Begriff gänzlich verwirrender Ausdruck, wie der: „klimatische Ausartungen“(!?), erst kürzlich auf's Neue wieder gebraucht oder vielmehr höchlichst missbraucht worden. Denn eine „klimatische“ Abänderung stelle ja eben das geradeste Gegentheil von „Ausartung“ dar. Erstere nämlich sei, physiologisch ausgedrückt, entweder eine weitere „Fortbildung“ der ursprünglichen Charactere der „Art“, namentlich ihrer Färbung und Zeichnung; oder sie sei eine „Rückbildung“ derselben. Mithin stelle sie nur entweder eine Vervollkommnung oder Schwächung der bleibenden Eigenthümlichkeiten der Species dar. So z. B. der sogenannte „italienische Haussperling“, verglichen mit dem „spanischen“ oder nordafrikanischen einerseits und mit unserem deutschen andererseits.

Unter der Bezeichnung „Ausartung“ dagegen könne man, wie dies bereits in dem 1. §. der genannten Schrift gezeigt worden sei, schon einfach logischer Weise nichts Anderes verstehen, als: das theilweise oder mitunter gänzliche Heraustreten mancher Individuen aus den „ursprünglichen Eigenthümlichkeiten der „Art“. Eine dergleichen Abweichung sei z. B. ein weissgefleckter, ganz weisser oder gelblicher, isabellfarbiger Haussperling. Solche Fälle seien aber weder „blosse Abänderungen“, noch haben sie es mit „klimatischen“ Einflüssen zu thun. Vielmehr zeigen sie einen pathologischen Zustand an, der unter jederlei Klima vorkommen könne und wirklich unter jedem vorkomme. — Auch die Ausdrücke „Abart“ für „Abänderung“, so wie „Spielart“ für „Ausartung“, seien zu verwerfen: da sie jeder Klarheit ermangeln, daher nur die Begriffe verdunkeln und verwirren. Ein Gleiches aber gelte von der Bezeichnung „zufällige Abänderungen“ für „Ausartungen“; denn auch sie drücke gerade das Wesentlichste der letzteren, nämlich den Widerspruch zu den eigentlichen Characteren der „Art“ ganz und gar nicht aus.

Eine der am häufigsten ganz unpassend gebrauchten Benennungen sei ferner das Wort „Race“. Denn nicht bloss in der Anthropologie, Thierarzneikunde, Landwirthschaft und von daher selbst im gewöhnlichen Leben, sondern auch schon in der schlichten „angewandten Ornithologie“ der Hühnerhöfe und Taubenschläge pflege man sich bekanntlich des Ausdrucks „Race“ immer nur für solche Varietäten zu bedienen, welche sich durch eine theils ursprüngliche, theils im Verlaufe der Zeit und der Generationen angenommene Beständigkeit ihrer wesentlichsten Eigenschaften auszeichnen. In der „wissenschaftlichen Ornithologie“ dagegen sehe man, besonders neuerlich, sehr gewöhnlich das Gegentheil hier-

von geschehen. Für wirkliche Racen, wie Raben- und Nebelkrähe, denke nur höchst selten Jemand an den Gebrauch dieses Ausdruckes; und für die meisten Ornithologen sei daher der ganze Begriff dessen, was man unter dieser so beachtenswerthen Eigenthümlichkeit zu verstehen habe, allmälig so verloren gegangen, als habe derselbe überhaupt nie bestanden. Wer sich jetzt des Wortes bediene, thue dies gewöhnlich für klimatische Abänderungen. Bekanntlich seien aber gerade sie die unbeständigsten von allen: da sie überall sich hauptsächlich erst mit dem Alter bestimmter ausbilden, in den Einzelheiten ihrer Färbung und Zeichnung sich häufig gleichsam durchkreuzen u. s. w. Bei ihnen durchlaufe daher fast jedes Individuum sehr verschiedene Abstufungen. Denn sowohl die klimatischen Verschönerungen der Standvögel im Süden, wie die mancher Zugvögel im Süden und Norden oder NO, seien bei den jungen oder jüngeren Exemplaren derselben noch sehr wenig oder gar nicht vorhanden. Junge Sperlingsmännchen z. B. sehen im ersten Herbste ihres Lebens nicht bloss in ganz Italien, sondern sehr häufig selbst in Aegypten genau so aus, wie gewöhnlich bei uns. Unmöglich könne man doch aber sagen wollen: sie würden mit dem höheren Alter zu anderen „Racen". Gerade als „Racen" könne man ja, dem sonst allgemeinen Sprachgebrauche gemäss, immer nur Varietäten von standhafter Eigenthümlichkeit bezeichnen. — Vollends am allerwenigsten zu billigen sei der ganz ungeographische Ausdruck „Local-Racen" für solche „klimatische Abänderungen". Denn weit entfernt davon, bloss „local" zu sein, d. h. sich auf diese oder jene Oertlichkeit von geringem Umfange zu beschränken, finden sich ja ziemlich viele klimatische Varietäten über sehr bedeutende Strecken mehrerer ganzer Welttheile verbreitet. Ja, es gebe vielleicht wenige unter ihnen, deren gesammtes Vorkommen nicht bedeutend weiter herumreiche, als die Wohnsitze irgend eines noch so zahlreichen Volksstammes der Erde. Mit welchem Rechte also könne man ein solches Vorkommen oder solche Varietäten „local" nennen?

Wirkliche Racen könne es, wie leicht einzusehen, bei jeder der wenigen zur Racenbildung geneigten Arten füglich immer nur 2 geben: da ja eben die Neigung hierzu in dem eigenthümlichen Hange einer solchen Species bestehe, nur Farben-Extreme entstehen zu lassen; Mittelstufen dagegen meist ganz auszuschliessen. Denn mit einem häufigen Vorkommen dieser würde natürlich auch die ganze „Racenbildung" von selbst aufhören.

Umgekehrt walte bei allen klimatisch variirenden Arten die entschiedenste Neigung vor, alle mögliche Uebergänge der Extreme in

einander, so wie vielfache Kreuzungen der Mittelstufen, hervorzurufen; zumal da selbst unter gleichem Klima nur wenige Individuen auf genau gleiche Weise abändern. Eben diese grosse Veränderlichkeit nach Graden trotz dem Festhalten an den bleibenden Grundzügen der „Art", sei also das Bezeichnende von klimatischen Varietäten; für die Racen dagegen, wo es deren gebe, sei es das Verharren in den beiden für die Species überhaupt möglichen Extremen; und für Ausartungen sei es das Heraustreten aus den Eigenthümlichkeiten der „Art." Mithin könne es für das Eine wie für das Andere gar keine passendere Ausdrücke geben, als diejenigen, welche sich von selbst als die am nächsten liegenden darbieten: während ein gesuchter oder versuchter Gebrauch anderer nur zu Unklarheiten und Missverständnissen führe.

Ueber das Bestehen klimatischer Varietäten als blosser durch äussere Verhältnisse bedingter Abänderungen von „Arten" überhaupt sei glücklicherweise jetzt nicht weiter zu streiten, und namentlich für Deutschland nicht. Bloss im Einzelnen könne hin und wieder ein Zweifel darüber herrschen, was eine blosse Varietät oder was eine selbständige Art sei. Nur dürfe man sich vor Allem nicht daran stossen, dass in manchen Fällen das Abändern sehr weit gehe; denn allerdings gebe es manche Arten, bei welchen die blossen Varietäten in den Extremen zehnfach weiter von einander entfernt stehen, als dies anderswo zwischen unzweifelhaft guten Arten der Fall sei. Indess gelte Ersteres ja auch nur von solchen Arten, die gewisse, als vorzugsweise leicht veränderlich bekannte Farben tragen. Von einem zum Voraus bestimmenden allgemeinen, für alle Fälle geltenden Maasse könne daher freilich durchaus nicht die Rede sein; wohl aber gelte ein meist sehr ähnliches für die unter sich ähnlichen Fälle, wo Färbung, Zeichnung und sonstige Verhältnisse ungefähr die nämlichen seien.

Nach welchen speciellen Grundsätzen in Bezug auf das Eine wie auf das Andere bei der Beurtheilung solcher Abänderungen oder fraglicher Arten zu verfahren sei, habe der Vortragende schon in der erwähnten Schrift angegeben. Einige Zusätze und neue Erweiterungen dazu wolle er jedoch im Verlaufe der ferneren Besprechung liefern: da natürlich der Umstand, dass letztere bei der vorjährigen Versammlung der Gesellschaft als Hauptgegenstand auf die Tagesordnung für die jetzige Zusammenkunft gesetzt worden sei, ihm Veranlassung gegeben habe, sich jetzt mit besonderem Interesse an den Verhandlungen über eine Frage zu betheiligen, die er bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten specieller, als je früher, an-

geregt und zu durchgreifendster Prüfung empfohlen habe. Die Bestätigungen seien inzwischen hinreichend nachgefolgt; und namentlich haben seine deutschen Freunde in Russland sie auf ihren Reisen weit umher in Menge geliefert. Indess begnüge er sich fürs Erste mit diesen einleitenden Bemerkungen, um zunächst Anderen, besonders aber seinem werthen Freunde, Herrn Dr. Altum, Zeit und Raum zu lassen zu etwaigen Gegenbemerkungen und zu einigen weiteren Ausführungen hinsichtlich der soeben besprochenen Punkte. Denn bei aller Selbständigkeit des Einen gegenüber dem Andern seien sie doch, mit ihrer beiderseitigen Anschauung der gesammten Frage, sehr bald nicht bloss im Ganzen, sondern gewöhnlich auch bis in die speciellsten Einzelnheiten der besonderen Fälle hierin zusammengetroffen.

Herr Dr. Gloger tritt hiernach ab und Herr Dr. Altum wird daher vom Vorsitzenden zum Vortrage aufgefordert. Dieser lautet:

„Meine Herrn! Durch den Vortrag des Herrn Dr. Gloger ist mir Einiges vorweggenommen und durch die anfängliche Erklärung des Herrn Pastor Brehm für Anderes der Grund entzogen; ich sehe mich also nur mehr auf einige wenige Worte beschränkt und will mich deshalb kurz fassen.

Den Begriff der Species kann man einfach definiren als Wesensgleichheit. Diejenigen Vögel bilden eine und dieselbe Species, welche wesensgleich sind; und diese Gleichheit ihres Wesens beweisen sie dadurch, dass sie, gegenseitig sich verbindend, solche Junge zeugen, welche in jeder Weise den zeugenden Alten gleich sind in den verschiedenen Stadien ihres Lebens. Die beiden Geschlechter also und die Jungen in auf- und absteigender Linie bilden demnach die Art. Finden wir aber, dass die erzeugten Jungen den Alten nicht gleich sind, dass sie also sowohl von dem zeugenden Männchen wie von dem zeugenden Weibchen verschieden sind, so folgt daraus, dass die Alten ebenfalls nach ihrem Wesen, nach ihrem Plane, nicht dieselben Vögel waren. Solche den Aeltern ungleiche Junge sind aber die Bastarde, sowohl nach dem äusseren Kleide, als, was wichtiger ist, nach der Fortpflanzungsbeschränktheit. Sie beweisen also, dass die Alten nicht derselben, sondern einer verschiedenen Art angehören. Sie sehen, meine Herren, dass ich der Sache nach ganz auf dasselbe geführt werde, was vorher als Species aufgestellt und erörtert wurde.

Ich gehe aber weiter: Es folgt aus dieser Definition, da gleich eben „gleich“ ist, weil eine Wesensgleichheit also keine Stufen, keine

graduellen Verschiedenheiten zeigen kann, dass das dem Begriffe Species entsprechende Reale weder potenzirt noch depotenzirt werden könne, dass also Unterarten, Subspecies unmöglich sind. Art ist Art, so wie gleich gleich ist; jedes wesensungleiche Thier bildet also keine Unterart, sondern eine neue. der ersten gegenüberstehende. Die einzige Erscheinung, die bei ganz unbefangener Naturbetrachtung als eine depotenzirte, depravirte Art, oder vielmehr als ein depravirtes Wesen, als ein Unterwesen erscheint, ist der Bastard; und ich muss somit solche hybride Vögel als wirkliche Subspecies der Stammarten, also z. B. das Rackelwild als eine Subspecies von *urogallus* und *tetrix* ansehen. — Alles andere, meine Herrn, was sich sonst als Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit innerhalb derselben Art zeigt, berührt das Wesen des Vogels nicht, sondern ist blosse Aeusserlichkeit, Farbe oder Dimension; für solche Verschiedenheiten ist und bleibt aber nicht Subspecies, sondern Varietas, der in sämmtlichen übrigen Branchen der Zoologie feststehende term. techn. und die einzig richtige Bezeichnung. — Bei dem Begriffe Genus ist es freilich anders. Wir können ihn als Wesensähnlichkeit definiren; Aehnlichkeit aber hat Grade; es können sich Wesen nach ihrer Aehnlichkeit in verschiedener Weise nahe stehen, und wir können also von mehr oder weniger ähnlichen Wesen reden. Deshalb kann man auch, je nach dem Stande der Wissenschaft, die Grenzen eines Genus erweitern und verengern; hier also gibt es wirkliche Subgenera. Jedoch möge die Definition als Wesensähnlichkeit uns das in Erinnerung bringen, dass es bei der Aufstellung der Genera eben auf das Wesen und dessen äusseren Ausdruck, also auf den Totaltypus des Vogels im äusseren Bau und Leben ankommt, nicht aber auf ein vereinzeltes körperliches Merkmal, wie etwa bei den Species! Es folgt dann ferner aus dieser Definition, dass sich Genus und Genus einander im Gesammtausdrucke als unähnlich gegenüberstehen müssen. Wenn man diesen Gesichts- und Standpunkt verliert, so wird man, auf modernem Wege weiter fortfahrend, für jede Species ein besonderes Genus schaffen können, wie man ja factisch jetzt fast keine zwei europäische Meisen oder Schwalben mehr einem und demselben Genus angehören lässt. — Doch das gehört nicht hierher, ich kehre daher zur Species zurück.

Fragen wir weiter: Woran erkennt man, ob ein Vogel zu einer bestimmten Species gehöre oder nicht, so ist das im Allgemeinen durchaus nicht zu bestimmen. Es ist unmöglich, die Natur

von vorn herein philosophisch construiren zu wollen. Jede Art hat ihre eignen Gesetze, innerhalb deren sie variirt; diese lernen wir aber nur durch genaue Untersuchung und praktische Beobachtung. Doch können wir sehr wohl einige Gesichtspunkte aufstellen, die uns als Normen in zweifelhaften Fällen mit ziemlicher Sicherheit über das Speciesrecht entscheiden lassen. Es mögen nun einige Principien, welche sich durch Beobachtung und Nachdenken ergeben, hier kurz angeführt werden und ich unterbreite sie dem Urtheil der verehrten Versammlung; behalte mir jedoch deren Anwendung auf die Gesammtheit der europäischen Vögel für eine eigne Arbeit vor und begnüge mich hier zur Erläuterung nur mit einem oder anderem Beispiel.

Es sind folgende:

1) Diejenigen Veränderungen, welche sich aus irgend welchem Grunde bei einzelnen Individuen zeigen, können auch bei allen Individuen derselben Art eintreten. Wenn also eine Erscheinung in einer Gegend vereinzelt auftritt, so haben wir keinen Grund, dann eine neue Species zu machen, wenn dieselbe Erscheinung in einer andern Gegend Regel ist. Als Beispiel mögen die Haussperlinge dienen und das, was Gloger in seiner Schrift über das klimatische Abändern der Vögel und Säugethiere darüber angibt.

2) Jede Veränderung, welche specifisch gleiche Vögel einer Gegend in den verschiedenen Stadien ihres Lebens erfahren, kann sich unter andern Lebensverhältnissen dieser Thiere steigern oder vermindern. Die graduelle Verschiedenheit der Kleider der Jungen und Alten, der Weibchen und Männchen kann also unter besonderen Einflüssen — mögen dieselben individuell, klimatisch oder wie sonst sein — von der gewöhnlichen Erscheinung abweichen, aber wohlgemerkt nur auf derselben Scala sich erhöhend oder verringernd. Ein hahnenfederig gefärbtes Weibchen ist demnach ebenso wenig vom Normalkleid specifisch verschieden, als ein weiblich (oder jugendlich) gefärbtes altes Männchen. Man betrachte von diesem Gesichtspunkte aus z. B. *Sylvia rubricapilla*. Wäre diese rothköpfige Grasmücke nicht eine Form von **atricapilla**, sondern etwa von **melanocephala**, so wäre dieses Kriterium durchaus nicht anwendbar; denn bei dieser letzteren steigt die Farbe des Oberkopfes nicht durch Rothbraun, sondern durch Grau zum Schwarz. Eine rothköpfige *melanocephala* wäre eine

gute Species; eine rothköpfige *atricapilla* hat aber hinsichtlich ihres Speciesrechts von vorn herein die stärkste Präsumtion gegen sich; hier liegt die abweichende Färbung in der normalen Scala, dort nicht.

3) Die Verschiedenheiten der Sommer- und Winterkleider geben Beurtheilungsgründe ab für die artliche Selbstständigkeit solcher Vögel, die stets einen mehr sommerlichen oder winterlichen Aufenthaltsort haben. Man beurtheile danach u. a. die Schneehühner.

4) Die Aberrationen sive Ausartungen (Albinismen etc. etc.) geben uns bedeutsame Winke für die Neigung gewisser Gruppen oder einzelner Species, irgend eine Farbe zu verändern. Man beachte die Acyanismen der Meisen, wonach *Parus ultramarinus* als Species bezweifelt werden muss, ferner die bekannte Neigung der rabenartigen Vögel zu albiniren und zu canesciren, wonach man *Corvus dauricus*, ferner *C. cornix* und *corone* beurtheilen möge.

5) Da Species Wesensgleichheit ist, Gleichheit und Ungleichheit aber nie vermittelt werden kann, so lässt auch die äussere Ausprägung dieser Wesensgleichheit in den Kleidern keine Brücke von der einen Art zu einer andern zu; und folglich vernichten die Uebergänge das Speciesrecht der Extreme. Die Blaukehlchen mögen als Beispiel hiervon dienen.

6) Zuletzt erwähne ich noch des Mitwirkens der Oologie, welche als Hülfswissenschaft der Ornithologie gerade zur Beurtheilung der Species gewiss oft von bedeutendem Momente sein wird. Die Eier variiren freilich mannigfach, zum Theil weniger, zum Theil mehr als die Vögel selbst. Jedoch wird der Oolog von Fach schon wissen, was eine artliche Verschiedenheit ist und was er nur als Varietät zu betrachten hat.

Sie sehen also, meine Herren, dass es unmöglich ist, von vorn herein etwas darüber feststellen zu wollen, was jedesmal in concreto eine Species sei, oder was nicht, sondern blosse Abänderung oder dergl. Vielmehr bleibt für jeden einzelnen Fall die genaueste Beobachtung und Prüfung erforderlich, freilich verbunden mit einigem Nachdenken. Die angeführten 6 Punkte könnten noch unschwer vermehrt werden durch andere Bemerkungen; solche werden sich jedoch aus dem Gesagten zum Theil von selbst ergeben. So äusserte mir Herr Dr. Gloger einmal, dass einfach gefärbte oder fast einfarbige Vögel trotz grosser äusserer Aehnlichkeit

doch recht wohl bestimmt specifisch unter sich verschieden sein könnten, während die buntfarbigeren ein viel weiteres Feld des Variirens hätten, ohne dass an eine artliche Verschiedenheit zu denken sei. — Und allerdings müssen wir, selbst auch abgesehen von solcher Einfarbigkeit oder Buntheit, nach obigen Kriterien oft eine grosse auffällige Menge verschiedener Kleider doch nur unter eine einzige Species fassen. Ich halte mich z. B. für vollständig berechtigt, den *Falco melanogenys* Gould's aus Neuholland mit unserm *peregrinus*, den *frontatus* Gould's (ebendaher) mit unserm *subbuteo* specifisch zu identificiren. Ja ich würde, wenn in Neuholland auch ein Merlinfalke vorkäme, was ich nicht weiss, mir zutrauen, sein äusseres Kleid zu malen, ohne dass ich ihn gesehen oder eine Beschreibung von ihm erfahren hätte.*) Anderseits aber müssen wir ebenso bei ganz kleinen Verschiedenheiten als specifischen Diagnosen verweilen. Zeigt nämlich ein Vogel, jung oder alt, Männchen oder Weibchen, fast ganz dasselbe Aeussere, so haben wir keinen Grund eine, wenn auch geringe, Abweichung bei einem andern unbeachtet zu lassen. Jede Art, oder wenigstens jede engere Gruppe, hat ihre bestimmten Gesetze; diese müssen wir auffinden und nach diesen urtheilen. Ein sogenannter „ornithologischer Blick" für sich allein beweist noch gar nichts.

Von plastischen Verhältnissen gelten, mutatis mutandis, die erstgenannten Gesichtspunkte ebenfalls. Die Schnäbel z. B. variiren an Länge, Höhe, Breite bei den Individuen aller Species, bei kleinen Schnäbeln weniger, bei langen mehr. Wollte man darauf hin fortwährend Species gründen, so würde man, fein mit dem Tasterzirkel messend, bei einigen Arten so viel neue Arten machen können oder müssen, wie man Individuen vor sich hätte.

Das ist im Allgemeinen Dasjenige, meine Herrn, was ich Ihnen über diesen Punkt vorzutragen mir vorgenommen hatte; und ich bitte Sie, auch diesen Beitrag zu dem Ganzen in Betracht der Wichtigkeit der Sache freundlich würdigen zu wollen.

Der Vorsitzende fordert nun zur Debatte über diesen Gegenstand auf.

Prof. Blasius erklärt, trotzdem noch nicht zu wissen, wie er solche Prinzipien anwenden solle.

Dr. Altum meint gesagt zu haben, dass stets ein verschiedener Maassstab angelegt werden müsse; jedes engere Genus habe seine besondere

---

*) Der Redner frägt die Versammelten, ob wohl in Neuholland ein solcher Falke vorkäme? Niemand kennt einen solchen; auch Prinz Bonaparte verneint es.

Norm, nach der es äusserlich sich verändere; jede Species habe ihre Scala, die müsse studirt werden; in jeder Gruppe zeigten sich gewisse eigenthümliche Gesetze, die müsse man durch Beobachtung aufzufinden suchen, und eben sie als Maassstab anlegen da, wo noch Zweifel herrsche; dann könne man schon ziemlich sicher gehen. Ein allgemeines Gesetz ist in der Natur nicht vorhanden; der eine Vogel ist in der Jugend schwarz, im Alter weiss, der andere umgekehrt.

Herr Dr. Gloger will noch einige Specialitäten nachtragen, theils um seine vorige Rede zu ergänzen, theils an manche der inzwischen von den andern Herren gemachten Bemerkungen anzuknüpfen. Er sagt:

Die Art, wie man Principien anzuwenden habe, pflege sich überall schon aus diesen selbst zu ergeben. So denn auch hier. Habe man sich dieselben aber gebührend angeeignet, dann sei es leichter, sie an wirklich vorliegenden Exemplaren zweifelhafter Species oder Varietäten auch sofort anzuwenden, als mit kurzen Worten allgemeinhin zu sagen, wie man die Sache überhaupt anzufangen habe. Dagegen sei es natürlich in dem ersteren Falle äusserst leicht, die jedesmaligen Gründe anzugeben, warum man das Eine diesen Principien gemäss bloss für eine Varietät, das Andere hingegen für eine gute Species halten könne. Man habe dann hiermit nur Anderen zu sagen, was man ohnehin sich selbst sagen müsse. Denn der Unterschied eines Verfahrens nach bestimmten Grundsätzen von einem solchen ohne diese beruhe ja eben darin, dass man bei ersterem sich in jedem einzelnen Falle der Gründe für das Eine und gegen das Andere bewusst zu werden suche und suchen müsse. Theorie und Praxis, also Principien und deren Anwendung, müssen einander hier, wie überall durchdringen. Richtige Principien seien die Leuchte auf dem Wege der Praxis; ohne sie tappe man bei letzterer aufs Gerathewohl im Dunkeln. Mit ihnen dagegen könne man häufig sogar in schwierigen Fällen über manche augenblicklich noch vorhandene Lücke in dem positiven, erfahrungsmässigen Wissen hinweg zu dem Richtigen gelangen. Das glaube der Vortragende erst neuerlich wieder bei „*Fuligula* Homeyeri" bewiesen zu haben. Während Einige dieselbe mit einem ziemlichen Anscheine von Recht für eine besondere Art, die Meisten dagegen ohne Grund für einen Bastard zwischen *F. ferina* und *F. nyroca* ansehen wollten, sei er vom ersten Augenblicke an der Meinung gewesen, dass man sie „höchst wahrscheinlich nur für eine klimatische Varietät der ersteren und zwar in deren höheren Alter," zu halten habe. Positiv zu beweisen aber sei dies freilich damals noch nicht gewesen, weil Uebergänge von

ihr zu der gewöhnlichen *ferina* wenigstens bei uns damals noch nicht bekannt gewesen seien. Inzwischen habe sich aber die Thatsache herausgestellt, dass in Frankreich (durch Dr. Jaubert zu Marseille) dergleichen Mittelstufen schon beschrieben gewesen seien, bevor man in Deutschland auf den Gedanken kam, das eine Färbungsextrem als „*F.* Homeyeri", für eine besondere Species anzusehen.*)

Dergleichen Fälle seien mithin wohl geeignet, zu zeigen, um wieviel eher man gerade in schwierigen Fällen auf Grund richtiger Principien auch wirklich das Richtige treffe, als wenn man solche Principien entweder überhaupt nicht besitze, oder wenn man sie nicht folgerichtig genug durchführe. Irren, oder wenigstens in Zweifel bleiben, könne man allerdings, je nach Umständen, bisweilen auch mit ihnen; besonders, wenn eben das gerade vorliegende Material zur Untersuchung noch zu lückenhaft sei. Durchschnittlich betrachtet, werden indess wirkliche Fehler unter je zehn Fällen kaum einmal vorkommen. Dann aber werde es doch wohl ohne Zweifel ein sehr viel geringeres Unglück für die Wissenschaft sein, hin und wieder Eine gute Species einstweilen zu übersehen, oder zu verkennen, und sie einstweilen für eine blosse Varietät zu halten, als neunmal blosse Varietäten als vermeintliche Species aufzustellen! Denn eine wirklich gute „Art" finde sich doch späterhin immer wieder. Eine schlechte dagegen werde man eigentlich nie ganz wieder los, da man sie, auch nachdem sie thatsächlich beseitigt worden sei, doch immer noch als nutzlosen Ballast unter den Synonymen mit herumzuschleppen habe. Mithin spuke sie dennoch wieder als historisches Gespenst fort. Und leider habe es vielfach bei 2 oder 3 solchen „umgehenden Geistern" (oder vielmehr Ungeistern) nicht einmal sein Bewenden. Im Gegentheile: bei manchen weit verbreiteten und stark abändernden Arten gebe es deren bereits ein halbes Duzend. Vor ihnen werde uns für die Folge nur eine sorgfältige Anwendung richtiger Principien bewahren; ebenso, wie sie uns jetzt endlich von der Menge schon vorhandener befreien solle.

Redner glaube diese Grundsätze bereits in seiner erwähnten Schrift nach allen Richtungen hin speciell dargelegt zu haben; Andere, darunter namentlich seine vielgereisten Freunde v. Nordmann und v. Middendorff, seien in der praktischen Anwendung derselben überall nachgefolgt.

*) Der Nachweis hierüber war zur Zeit der Versammlung gerade im Drucke begriffen. Er findet sich daher bereits im vor. Hefte der „Naumannia" S. 252 u. f.
Bald.

Er wollte daher, nachdem so viele Bestätigungen vorliegen, jetzt nur einige Nachträge dazu in Bezug auf solche Punkte liefern, in Betreff deren er damals noch entweder nicht weit genug gegangen sei, oder für die er damals weniger Gründe und beweisende Thatsachen anzuführen gehabt habe, als deren sich gegenwärtig herausstellen.

So gehöre es z. B. unter die sehr gewöhnlichen Erscheinungen, dass man südliche Varietäten kleiner finde, als die Individuen gleicher „Art" bei uns. Dies hänge ohne Zweifel sehr einfach mit der vermehrten Ausdünstung bei höherer Wärme, also mit dem hierdurch verursachten stärkeren Säfte-Verbrauche zusammen. Wie gross der Unterschied hierin sein müsse, darauf lasse namentlich die Beobachtung von Raubvögeln schliessen. Während dieselben bei uns nur selten oder manche fast nie trinken, wisse man, dass z. B. in Aegypten die Adler täglich, und mitunter sogar noch mehr als Einmal, nach dem Nil oder sonst zum Wasser fliegen, um zu trinken oder sich auch wohl zu baden. Der Organismus behalte demnach in der wärmeren Luft südlicher Länder, oder solcher, die sonst (in Folge einer klimatisch-extremen geographischen Lage) einen besonders warmen Sommer haben, von einer gleichen Menge ernährender und bildender Stoffe nicht so viel zur wirklichen Ausbildung in sich, wie in kühleren Gegenden. Ein Gleiches aber gelte in der, an sich dünneren Luft grosser Hochebenen.

Auf dieselbe Weise erkläre sich ferner auch die rasche Verschönerung südlicher und nordöstlicher Vögel mit dem zunehmenden Alter. Die Ausdünstung, als vermehrte Hautthätigkeit, betreffe der Natur der Sache nach immer hauptsächlich die wässrigen Stoffe, dagegen sehr viel weniger oder fast gar nicht die unter denselben in der Haut mitenthaltenen färbenden. Letztere können und müssen sich demnach mehr anhäufen, also verdichten und zugleich nach ihrer chemischen Beschaffenheit vollkommener entwickeln. Ohnehin liege diess überall zugleich schon in dem Bestreben jedes Organismus nach weiterer Vervollkommnung. Daher die Erscheinung, dass erstens dortige Exemplare meist bereits im zweiten oder dritten Jahre ihres Lebens gleich schön aussehen, wie unter den unsrigen erst die sehr hoch bejahrten, und dass zweitens letztere es nie in dem Grade werden können, wie viele dortige. Denn auch dort erreichen ja viele gleichfalls ein hohes Alter; sie bleiben also dem unsrigen bei gleichen Jahren stets um das voraus, was als Wirkung aller solchen klimatischen Einflüsse zu betrachten sei. Hieraus werde es mithin erklärlich, warum bei uns z. B. auch die

schönste alte Blaumeise doch nie ein vollständiger „*Parus ultramarinus*“ und kein noch so alter Haussperling zu einer vollendeten „*Fringilla hispaniolensis*“ (!) werden könne.

Bei Raubvögeln ins Besondere, zumal bei den grösseren und mittelgrossen Arten derselben, erscheine die Grösse bekanntlich einem vorzugsweise bedeutenden Wechsel unterworfen. Indess bedürfe es hierzu gerade bei ihnen gar nicht einmal klimatischer Einflüsse: obwohl solche natürlich sehr oft mit hinzutreten. Vielmehr erkläre sich die Sache genügend, wenn man sich auch nur die Umstände vergegenwärtige, unter welchen bei ihnen das Aufziehen der Jungen von unmittelbar neben einander wohnenden Paaren oft Statt finde. Von ihren sehr wenigen Eiern sei nämlich, wie bekannt, sehr häufig eines gar nicht einmal befruchtet. Wenn dies aber z. B. unter zwei Gelegen von je 2 Eiern bei einem Paare der Fall sei, bei dem zweiten dagegen und bei einem dritten Gelege von 3 Eiern nicht: so wird es dem ersten Paare weit leichter fallen, sein Eines Junges mit übermässig reichlichem Nahrungsvorrathe zu versorgen, als es dem dritten werden könne seine 3 auch nur ganz kärglich durchzubringen. Kein Wunder also, wenn vor Allem bei grossen Raubvögeln auf die individuelle Grösseverschiedenheit in Betreff zweifelhafter Arten sehr viel weniger zu geben sei, als bei jederlei anderen Vögeln. Die Sache beschränke sich jedoch bei jenen auch nicht auf die grossen und mittelgrossen Species allein. Denn schon der Sperber lege gleichfalls oft nur 3—4, zuweilen aber auch 6 oder 7 Eier. Demnach komme sogar er bereits in die Lage, mitunter doppelt so viel Junge ernähren zu müssen, wie sonst. Es bedürfe mithin wahrlich nicht der früheren, ja in Frankreich sogar neuerlich wieder geschehenen Annahme zweier Arten von ihm, um sich das Vorkommen ungewöhnlicher Grössenabweichungen bei ihm zu erklären.*)

Bei den Eulen seien schon in Europa die hochnordischen Exemplare oft bedeutend grösser, als die bei uns heimischen; für Nordamerika gebe Audubon die entsprechenden Unterschiede mehrfach, und nicht ohne sein eigenes Verwundern hierüber, als noch viel grösser an. Allgemein betrachtet, liege dies offenbar an dem grossen Nahrungsreichthum, welcher,

---

*) Hr. Dr. Gloger ersucht mich zu bemerken, dass er von hier ab manches Einzelne in dem noch Folgenden zum Behufe des Abdruckes etwas weiter ausgeführt habe, als ihm dies an dem ersten Versammlungstage sein körperliches Befinden mündlich zu thun gestatten wollte. Er hoffe jedoch auch die Leser der „*Naumannia*“ hiermit einverstanden zu sehen.

D. Sec.

trotz der geringen Anzahl von Thier- und Pflanzen-Arten unter so hohen geographischen Breiten, doch aus der Menge vorhandener Individuen, so wie vermöge jener Ueppigkeit entstehe, zu welcher das pflanzliche und das niedere thierische Leben dort, nach dem langen Winterschlafe, plötzlich in dem kurzen, aber heissen Sommer mit seinem fast ununterbrochenen Sonnenscheine erwache. Gemässigtere Gegenden bieten einen so grossen, wenn auch rasch vorübergehenden Reichthum nicht. Der Unterschied hierbei zu Gunsten Amerikas ins Besondere aber, verglichen mit dem Europas und Nordasiens, hänge wahrscheinlich mit der sehr verschiedenen, oder vielmehr umgekehrten Massenbildung der beiden Festländer zusammen. Während sich nämlich in Amerika die Landmasse von seiner Mitte aus gegen Norden hin ungemein erweitere, nehme dieselbe in der alten Welt unter denselben Breitegraden ab. So werden in der Neuen die Brüträume für nordische Vögel, im Vergleiche zu denen der südlicher wohnenden und zu ihren eigenen Ueberwinterungsräumen, überaus weit. Ein so gewaltiger Umfang aber gestatte nun den Individuen sich viel mehr auszubreiten und sich daher überall noch günstiger in die so überaus reichliche Nahrungsmasse zu theilen, als dies füglich in der Alten Welt geschehen könne.

In wärmeren Klimaten erscheine für warmblütige Thiere das Bedürfniss einer warmhaltenden Bedeckung natürlich geringer; und für Säugethiere sei, bei ihrem stets zweimaligem Haarwechsel, der Unterschied hierin ungemein viel grösser, als bei Vögeln. Indess habe Redner schon in der erwähnten Schrift es hieraus erklärt, warum der Geieradler (*Gypaëtos barbatus*) im Süden, wo er meistens auch weniger hoch auf den Gebirgen wohne, den unteren Theil der Fusswurzel minder tief abwärts befiedert zeige, als die Exemplare der schweizer Alpen. Hoch im Norden gehe die stärkere Befiederung der Füsse bei anderen Raubvögeln sichtlich zugleich mit dem Alter fort. So bei den grossen hochnordischen Edelfalken, der grossen Varietäten-Gruppe von *Falco candicans*. Hier zeigen offenbar die hellsten oder weissesten und mithin ältesten jeder Varietät die am weitesten abwärts reichende Fussbefiederung. Umgekehrt, mithin klimatisch entsprechend, scheine sie bei dem rauchfüssigen Bussarde auf Japan um beiläufig ein Drittheil verringert. Hr. Schlegel weise bei der, in der „Fauna japanica" gelieferten Abbildung sehr angemessen auf den bekannten, obwohl meist wenig beachteten Umstand hin, dass überhaupt nur bei den rauchfüssigen Adlern eine vollständige Befiederung der Beine vorhanden sei, aber nicht bei diesem Bussarde. Hier erscheine im Gegentheil der Sohlentheil des Fussblattes kahl, daher mit Schuppen be-

legt; und er werde nur eben, besonders oberwärts, von den vorn und seitwärts herumstehenden Federn mit überdeckt. Somit scheine hierdurch nun so der Anfang oder die Anlage zu einem weiteren Kahlwerden, auch rings um den Umsprung der Zehen herum, schon von selbst gegeben. Ferner scheinen manche Eulen mit schwachbefiederten Beinen in diesem Punkte gleichfalls bedeutend abzuändern. Wenn aber solche Dinge nicht einmal für die verschiedenen Individuen von Einer Species genau feststehen: wie könne man da vollends gar ohne Weiteres auf geringfügige Abweichungen darin Genera gründen wollen? —

Ein Hauptpunkt von besonderer Wichtigkeit unter denjenigen, hinsichtlich deren der Vortragende seine früheren Annahmen oder Voraussetzungen durch neuere Thatsachen bedeutend übertroffen gesehen habe, sei die verringerte oder vermehrte Länge der Flügel bei manchen Vogelarten, je nachdem sie dem Klima ihres Wohn- oder Brutlandes gemäss entweder Standvögel bleiben können, oder Zugvögel werden müssen. Bei dem Abfassen seiner Schrift über das Abändern seien ihm hiervon bloss eine geringe Anzahl von Beispielen bekannt gewesen. Darum habe er diese Frage, so richtig ihm die Sache theoretisch auch bereits damals erschienen sei, doch für's Erste nur mit grosser Vorsicht behandeln können. Inzwischen habe jetzt namentlich Schlegel in Betreff solcher japanischer Arten, die meistens auch sonst noch weit verbreitet seien, wohl ein Duzend oder noch mehr Belege dazu geliefert. Der interessanteste hierunter sei indess offenbar der bei dem, bekanntlich in allen fünf Welttheilen einheimischen Gold-Regenpfeifer „*Charadrius pluvialis s. auratus.*“ Dieser habe nicht blos, wie zu erwarten, kürzere Flügel in warmen Ländern, als in kälteren, sondern auch speciell die kürzesten in denen Amerika's. Das treffe also ganz eigenthümlich genau damit zusammen, dass gerade nur die gesammte Landmasse Amerikas nicht aber die der vier Erdtheile der östlichen Halbkugel, ihrer ganzen Erstreckung nach ein zusammenhängendes Ganzes bilde: so dass also, mit Abrechnung der westindischen Inseln, meist kein Vogel über das Meer zu wandern brauche. Diese geographische Eigenthümlichkeit sei gewiss um so beachtenswerther, weil die Folge hiervon sich wahrscheinlich auch noch auf manche andere Vögel mit ausdehne. Ferner stehe eine merklich grössere Länge der Flügel in Betreff grönländischer oder sonst hochnordischer Individuen, besonders unter den Singvögeln, bestimmt fest. Eben die übrigen hochnordischen müssen

aber meistens auch weit genug wandern; und die grönländischen haben dann wieder einen oder zwei bedeutende Meeresarme zu überfliegen.

Aehnlich, wie hiernach die Flugwerkzeuge sich durch vermehrten Gebrauch stärker ausbilden, während sie es bei vermindertem Gebrauche weniger thun, so könne ein gleiches auch mit den Beiss- oder Fresswerkzeugen, also den Schnäbeln geschehen. So vor Allem bei den Saamenschälern, und nächst ihnen bei solchen Insectenfressern, die, wie u. a. die Würger, vorzugsweise von hartschaligen Käfern etc. leben, deren Arten meist in südlicheren Gegenden grösser seien.

Bei den Kreuzschnäbeln z. B., deren Arten sich neben der etwas verschiedenen Grösse entweder nur, oder doch hauptsächlich nur, durch eine specifisch charakteristische Gestalt und Stärke der Schnäbel unterscheiden, sehen wir diese Unterschiede sich öfters bedeutend abschwächen: (obwohl sie, trotzdem, immer noch leicht als gute Arten kenntlich bleiben.) Denn es gebe Exemplare des Fichten-Kreuzschnabels, deren Schnäbel, wenn auch der Gestalt nach der specifischen Regel treu bleibend, nicht viel weniger stark und kräftig erscheinen, als jene der meisten Kiefer-Kreuzschnäbel; umgekehrt sei nicht selten bei letzteren der Schnabel ähnlich schwach, wie bei der Mehrzahl von ersteren. Dies rühre offenbar davon her, dass kurz nach dem Ausfliegen der Jungen beider oft der Saame derjenigen Nadelholz-Gattung, auf welche jede Art vorzugsweise angewiesen ist, gleichfalls „ausgeflogen" sei: während jener der andern Gattung noch in den Zapfen sitze. Auf der Erde suchen ihn diese Vögel aber fast nie auf. Dagegen wisse man, dass in solchem Falle jede Art, wenngleich nur aus Noth, doch regelmässig zu der für die andere bestimmten Saamen-Gattung greife. Ebenso wisse man jedoch auch, wie ausserordentlich viel schwerer es den Fichten-Kreuzschnäbeln falle, die hartschuppigen Kieferzapfen zu bearbeiten, als die weichen von Tannen oder Fichten, und wie ungemein sehr diese beiderseits den Kiefer-Kreuzschnäbeln die Sache erleichtern. Dies müsse nun gerade hier darum von bedeutendem Einflusse auf die stärkere oder schwächere Entwickelung der Schnäbel bei jungen, also noch in der Fortentwickelung begriffenen Individuen sein, weil der Schnabel dieser Gattung nicht bloss ebenso, wie die meisten andern Körnerfresser, zum nachträglichen Schälen der Saamen diene; sondern weil er vor Allem zugleich ihr Bruchwerkzeug sei, um durch gewaltsames Umbiegen und wirkliches Zerbrechen der Schuppen zu den Saamen zu gelangen. Dazu seien aber die Fichten-Kreuzschnäbel nur bei den, ihnen speciell zugewiesenen Tannen- und Fichtenzapfen befähigt,

ebenso wie die kleine Art mit den weissen Flügelbinden, *Loxia leucoptera s. taenioptera*, dies nur für die noch viel weicheren Lärchenzapfen sei. Dagegen müsse die letztere Art, wie man es bei den im Käfige gehaltenen Exemplaren sehe, die Schuppen der Fichtenzapfen ebenso, wie erstere die von Kieferzapfen, immer vorher zur Hälfte oder mehr geradezu durchnagen, um sie dann erst rückwärts umzubrechen und so die Saamenkörner zu erreichen. Für die Kiefer-Kreuzschnäbel aber, die ohne Weiteres auch die harten Schuppen der Kieferzapfen umzuknicken vermögen, sei das Bearbeiten der Zapfen von Tannen und Fichten recht eigentlich nur ein Spiel, nicht eine Kraft-Uebung. Ihr Schnabel könne sich demnach in solchem Falle hieran auch nicht so kräftig wie sonst entwickeln. Daher könne Redner überhaupt nur drei Arten, für die Alte und Neue Welt zusammen, als bestimmt gute anerkennen; die vermeintlich besonderen asiatischen und nordamerikanischen aber nicht. Vielmehr scheinen ihm diese fremden alle mindestens im hohen Grade zweifelhaft. Denn ihre Färbungseigenthümlichkeiten seien kaum auch nur bemerkenswerth klimatische; die ohnehin geringfügige Abweichung der Schnäbel hingegen könne sehr leicht bloss auf derjenigen Verschiedenheit beruhen, welche zwischen den Zapfen der dortigen Kiefern-, Tannen-, Fichten- und Lärchen-Arten, verglichen mit den unsrigen, Statt finde. Gehen ja doch in manchen andern Fällen solche Abweichungen sehr viel weiter.

So vor Allem bei dem Tannenhäher oder Nussknacker, *Caryocatactes*. Hier erscheine die bloss individuelle, ganz bestimmt nicht specifische Verschiedenheit der Schnäbel in Betreff ihrer Länge, Stärke und mithin zugleich ihrer Gestalt nach den Extremen sichtlich noch grösser, oder mindestens nicht geringer als bei den Kreuzschnäbeln für alle 3 wirkliche Arten. Darum werde nachzuforschen bleiben, ob die vorzugsweise dick- und kurzschnäbligen Exemplare dieses Vogels nicht vorzugsweise aus denjenigen Theilen Europas, namentlich aber Sibiriens herstamme, in welcher die Arve oder Zirbelkiefer *(Pinus cembra)* grosse Waldungen bildet. In Europa sei dies freilich eigentlich nicht der Fall: — noch sehr viel weniger, als bei der Lärche für den weissbindigen Kreuzschnabel, — da jene auf den schweizerischen und süddeutschen Gebirgen immer nur in kleinen oder sehr mässigen Beständen vorkomme. Alle dortigen Forstwirthe seien jedoch aus guten Gründen einstimmig der Meinung, dass man eben dem Tannenhäher das Pflanzen dieser Arven-Gruppen (vermöge der von ihm vertragenen oder verlorenen Saamen)

zu verdanken habe, ähnlich, wie der Eichelhäher als geborener, von der Natur bestellter Eichen-Pflanzer wirke. Denn ersterer liebe die, gern und häufig auch von Menschen gegessenen „Zirbelnüsse“ noch mehr, als Haselnüsse; er hacke sie daher ohne Zweifel nicht ohne bedeutende Mühe und Kraftanwendung aus den mehr als faustgrossen, sehr hartschuppigen und natürlich sehr fest am Stiele hängenden Zapfen heraus.

Ebenfalls bedeutend, und freilich in den Extremen oft mit ansehnlichen Verschiedenheiten der Gesammt- (Körper-) Grösse verbunden, aber jedenfalls um Vieles geringer, als beim Tannenhäher, seien die Abweichungen der Schnäbel nach Gestalt und Grösse bei den Rohr-Ammern verschiedener Länder, oder in südlichen auch wohl dicht neben einander. Hier nun habe man, trotz der entschiedenen sonstigen Gleichheit der Individuen, zuerst 2, nachher 3 und schliesslich gar 4 Arten zu sehen gemeint; und Redner selbst habe früher an 2 derselben, in den Form- und Grösse-Extremen, geglaubt. Jetzt aber, wo mit der Zahl der untersuchten Stücke die Unterscheidbarkeit auch nur zweier Species, und noch mehr die von mehreren, sich als gar nicht möglich erweise, jetzt könne er sich die Sache hier nur ähnlich denken, wie bei den Kreuzschnäbeln und beim Tannenhäher. In gleicher Weise nämlich, wie nach Norden zu die pflanzliche Hauptnahrung des Rohrammers, die Saamen der Sumpf- und Hirsegräser, und diese ganzen Pflanzen selbst, immer kleiner werden: so werden auch die Schnäbel der Individuen von jenem immer kleiner und schwächer, daher zugleich ihre Gestalt noch länglicher. Ebenso kehre sich nach Süden hin, im Ganzen betrachtet, Beides um. Ins Besondere müsse es bemerkenswerth erscheinen, dass es recht dick- und rundschnäbelige Rohrammern, die hierin thatsächlich dem Gimpel ähnlich sehen, (*Emberiza pyrrhuloides* Pall., von Anderen *E. palustris* und *E. aquatica* genannt,) bloss in denjenigen Landstrichen Südeuropas gebe, wo man seit 1—2 Jahrhunderten das nützlichste und wahrscheinlich auch für diese Vögel mit den wohlschmeckendsten Saamen versehene, aller Sumpfgräser, nämlich den Reis, theilweise in bedeutender Menge anbaue, — ihn, dessen Körner schon von ansehnlicher Grösse und mit einer nicht bloss dicken, sondern zugleich so eigenthümlich zähen Schale umgeben seien, dabei auch sehr fest an dem zähen, harten Strohe sitzen, von welchem der Vogel sie abzwicken müsse. Wie ergötzlich also, wenn man sich denke, dass jene vermeintliche „Art“ mit so dickem Schnabel, die nunmehr den Ornithologen solches „Kopfzerbrechen“ verursache, wenigstens für Europa vielleicht erst vermöge des Reisbaues „entstanden“ sei!

Was also gelegentlich auch das Klima gethan haben solle, — nämlich „besondere neue Arten hervorbringen!“ — das hätten dann in Betreff der „*Emb. aquatica*“ die italienischen Landwirthe gethan. Denn geschichtlich habe der Anbau des Reis nicht gerade seinen Weg so genommen, dass man füglich annehmen könnte, der Vogel sei demselben von Asien her allmählig nachgerückt. Im Gegentheile unterliege es kaum einem Zweifel, dass in dem ursprünglichen Vaterlande des gewöhnlichen oder Sumpf-Reises (im Gegensatze zu dem auf trockenem Boden wachsenden Berg-Reise) jemals Rohrammern vorkommen, oder gar da nisten sollten.

Abgesehen von dergleichen Einflüssen gebe es jedoch noch einen zweiten Punkt, welcher eine specifische Verschiedenheit gleichfalls im höchsten Grade verdächtig mache. Diese sei: die vollständige Aehnlichkeit (oder vielmehr entschiedene Gleichheit) aller dieser Vögel nach Farben und Zeichnung trotz der ziemlichen Buntheit beider an sich, die also gerade eine recht merkliche Verschiedenheit wirklicher Arten hierin, wenn sie dies wären, sehr nahe gelegt und sehr leicht ausführbar gemacht haben würde.

Eben dieser Gesichtspunkt aber, — die allzu grosse Aehnlichkeit oder gar vollständige Gleichheit der Farben und Zeichnung bei sichtlicher Anlage zur Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit — bleibe ein höchst beachtenswerthes Kriterium zur naturgemäss richtigen Beurtheilung zweifelhafter Species überall, wo derselbe anwendbar sei: d. h. wo eine solche Buntheit vorhanden und wo also mit ihr die „Anlage zur Mannichfaltigkeit“ für gute wirkliche Species gegeben sei. Denn jedes Einerlei widerspreche in solchem Falle dem anerkannten allgemeinen Bestreben der Natur nach möglichst grössester Abwechselung bei Allem, was sie geschaffen haben, nicht aber nach Einförmigkeit desselben. Diesen Punkt und diesen Erfahrungssatz hätte man bei der Kritik der Species nie vergessen sollen: und zwar um so weniger, da ja eben die Grundlage oder Handhabe dazu jederzeit schon in den fraglichen Arten oder Varietäten selbst gegeben erscheine. Man brauche da also gar nicht ausserhalb dieser nach Analogien zu suchen, wie man es bei den klimatischen Varietäten fast immer thun müsse, um von sicher erkannten Veränderungen der einen Species analog auf die noch zweifelhaften der anderen zu schliessen.

Seltsamer Weise aber sei man sich über diese höchst wesentliche Seite der gesammten Frage bisher entweder gar nicht klar geworden;

oder man habe sie meist eben so vollständig übersehen wie sie bei einigem Nachdenken gewiss nahe liege. Und zwar sei dieses Vergessen nicht bloss geschehen von Seiten der „Artenzersplitterer", (wie Hr. von Middendorff sie zu nennen pflege,) oder kürzer: der „Artenspalter"; sondern wohl auch noch von Seiten der meisten „Artenhalter", — wie man etwa den Redner und seine Meinungsgenossen zur Wiedervergeltung möchte bezeichnen können.

Bei solchen Arten, wo eine nicht bunte, sondern mehr einförmige Zeichnung und Färbung herrsche, da könne dieser Gesichtspunkt natürlich keine Anwendung finden: weil dann eben die „Anlage zur Mannichfaltigkeit" überhaupt, oder doch zu einem bedeutenden Grade derselben fehle. Wo sie jedoch vorhanden sei, da sehe man sofort auch den grossen Reichthum der Natur an Mitteln, Ideen und Combinationen zu recht vielseitiger Umgestaltung einer und derselben Grundidee, nicht aber jene wahrhaft klägliche Armuth hieran, welche ihr Manche so kurzweg zuschreiben, (freilich ohne sich dessen bewusst zu werden.) Das zeige sich unter Anderem besonders in der Gattung der Strand- oder Sandpfeifer, *Aegialites*, mit ihren 15—20 verschiedenen Arten. Da erscheine bei allen die Hauptfärbung fast oder ganz gleich; und die bunte Zeichnung des Kopfes und Halses, mit ihren weissen und dunklen Stirn-, Kehl- oder Brustbinden, sehe gleichfalls bei allen sich ähnlich. Trotzdem aber sei dieselbe für jede Art charakteristisch verschieden. Dasselbe gelte jedoch in sehr ähnlicher, wiewohl nicht gleicher Weise auch gerade bei fast allen wirklichen Arten von Ammern, (mit alleiniger Ausnahme des einförmig lerchenartig gefärbten Grauammers.) Und zwar sei die Sache hier um so erklärlicher, weil bei dieser Gattung die Mannichfaltigkeit der Farben an sich, abgesehen von der verschiedenartigen Form ihrer Vertheilung, hier eine ganz bedeutende sei. Dieser „Anlage zur Abwechselung" entsprechend, seien die ungefähr 20 wirklichen Arten Europas, Nordafrikas und besonders Asiens durchgängig auf charakteristische Weise verschieden gezeichnet. Bloss die Rohrammern, wenn sie nach ihren Schnäbeln verschiedene „Arten" bilden sollten, würden in Zeichnung und Färbung alle genau einander gleichsehen! Und zwar „genau gleich": obwohl schon ihre bunte Halszeichnung einen bedeutenden Wechsel für wirkliche Species gestattet haben würde, ohne dass es dazu einer Wahl anderer Farben, wie andere, zum Theil ziemlich nahe verwandte Arten der Gattung sie tragen, bedurft haben würde. Wie aber sollte da gerade bei ihnen die Natur sich in dem Einerlei gefallen haben?

Dieselbe Frage und dieselbe Antwort seien anwendbar auf die vermeintliche Verschiedenheit der „*Emberiza cioides*“ von der gewöhnlichen *E. cia* und der „*E. caesia* s. *rufibarba*“ von der gewöhnlichen *E. hortulana*. Die eine von ihnen stelle in beiden Fällen bloss eine klimatische Abweichung der andern vor, und Nichts weiter. Irgend etwas specifisch Charakteristisches habe die eine so wenig wie die andere; zumal aber die rosröthliche Kehle und der Bartstreif der zweiten bilde ein sehr deutliches Seitenstück zu der ähnlich rothwerdenden Kehle des Wiesenpiepers und vieler Wachtel-Männchen im Frühlinge. Die Erscheinung an sich bleibe dieselbe, auch wenn sie in dem einen dieser 3 so ähnlichen Fälle bleibend sei, während sie in den beiden anderen sich bloss im Frühjahre zeige. Denn dieser Unterschied hänge natürlich mit der bloss einfachen Mauser in dem einen Falle und mit der doppelten in den anderen zusammen. Der grünliche Anflug auf dem grauen Kopfe des gewöhnlichen Ortolans aber, als des nördlichen, rühre mit von der gelben Kehle her und verschwinde eben desshalb auch mit ihr bei der südlichen Varietät: indem hier die erst roth werdende Kehle nun den Kopf röthlichgrau übertünchen helfe. Dem ersteren Falle entspreche auch der graugrünliche Kopf der englischen Wiesenbachstelze, *Motacilla Raji*, im Gegensatze zu den reingrauen der unsrigen. Mit dem Verschwinden des Gelben der Unterseite am Herbstkleide verschwinde auch hier das Grünlich oberhalb, um hier, wie dort, einem rostgelblichen Anfluge zu weichen.

Aehnliche Fragen habe man sich überall vorzulegen, wenn man entweder neue Species aufstellen, oder die von Anderen aufgestellten richtig beurtheilen wolle. Anderenfalls täusche man sich, wie Andere, und schwebe in der Gefahr, sehr oft schlechte und zuweilen auch wohl gute „Arten“ zu verkennen.

Wäre dagegen einerseits nach dem oben dargelegten, anscheinend theoretischen, in der That aber gerade aus ganz erfahrungsmässigen Anschauungen hergeleiteten Grundsatze in Betreff der Buntheit verfahren worden; und hätte man sich andererseits zugleich überall gebührend gefragt, welche etwaige Veränderungen der Individuen bei Arten mit sehr zum Abändern geneigten Farben aus der specifischen Färbung und Zeichnung derselben entstehen können, oder welche nicht, und welche von beiden also hiernach für specifisch-charakteristisch zu halten seien, oder welche nicht: dann würde es wahrlich nicht eben sonderlich schwer gewesen sein, uns bei inländischen Vögeln und bei ausländischen vor jener Unzahl von unhaltbaren „Arten“ zu bewahren, zu deren endlich

gründlicher Bekämpfung wir uns nun immer allgemeiner hingedrängt sehen. Denn sehr häufig können, wie schon gesagt, blosse Varietäten einer und derselben Species unendlich weiter von einander verschieden sein, als dies anderswo bei eben so vielen wirklichen Arten der Fall ist.

Daher seien facultativ „**unterscheidbar**“ und specifisch „**verschieden**“ sehr häufig zwei eben so himmelweit unter sich „verschiedene“ Dinge, in Betreff deren es wahrlich hohe Zeit sei, dass man sich etwas mehr als bisher bemühe, sie gleichfalls „unterscheidbar“ finden zu lernen.

Irgendwie „unterscheidbar“ nämlich, und zwar nicht allein mit voller Sicherheit, sondern oft sogar mit Leichtigkeit „unterscheidbar“ sei z. B. ja bei *F. buteo*, *F. lagopus* oder gar bei *F. apivorus*, bei den Männchen von *Tringa pugnax* im Frühjahre, unter je 20 und mehr Individuen gewöhnlich jedes einzelne; dennoch falle es Niemanden ein, sie darum als „verschieden“ anzusehen. Ebenso könne man sich etwa von *Turdus pilaris* aus den Marktkörben eines Wildprethändlers oft mit Leichtigkeit eine Reihe von 20—30 Exemplaren heraussuchen, die sich alle mit einander eben so gut und zum Theil sogar weit besser von einander unterscheiden lassen würden, als die gesammten „Arten“ von Wiesenbachstelzen oder Blaukehlchen: während man umgekehrt bei *Turdus musicus*, also bei einer Species derselben Gattung, in gleichem Falle schon Mühe haben werde, auch nur zwei oder gar drei Exemplare herauszufinden, die einander nicht zum Verwechseln ähnlich sähen. Wenn also der Maassstab sowohl für Arten, wie für blosse Abänderungen je nach Verschiedenheit der einzelnen Fälle ein so höchst verschiedener sei: so müsse es vor Allem darauf ankommen, ihn für beiderlei Fälle, (ebenso wie für andere, wo er weder ein so übermässig langer sei, noch in so hohem Grade kurz ausfalle,) richtig zu ermitteln. Dahin gelange man aber freilich mit allem blossen, objectivem oder physischem „Sehen“ ohne Denken, Vergleichen und logischer Schlussfolgerung aus Beidem nie.

Vergleiche man jedoch, im Gegensatze zu allen solchen buntgefärbten und leicht variirenden Arten, jene allbekannten Fälle, wo ganz unzweifelhaft „gute Arten wirklich nur sehr geringfügige, aber dafür auch standhafte Unterschiede zeigen: so „sehe“ man eben sehr leicht, ohne dass man sich durch Nachdenken sonderlich anzustrengen brauche, dass es jederzeit nur solche Arten seien, die sich durch eine besondere Einfachheit und Gleichmässigkeit oder Einförmigkeit ihrer Färbung auszeichnen, also nicht bunt sind. Nämlich: entweder fehle ihnen das, was man Zeichnung nennen könne, ganz oder fast ganz, indem ihre

Farben überall sanft in einander übergehen; oder wenn sie eine mehr oder weniger bestimmte Zeichnung besitzen, dann sei dieselbe nur eine sehr einfache, gleichförmige und gleichmässige: d. h. eine gleiche oder fast gleiche, sowohl an dem gesammten Gefieder der Species, wie an dem jener verschiedenen Species unter sich. Die specifischen Unterschiede aber liegen dann bald in gewissen kleinen, jedoch standhaften und bestimmten Verschiedenheiten der Form, oder der Färbung und Grösse, bald in mehreren dieser Punkte zugleich.

Beispiele hiervon unter den einheimischen Arten seien, was Formen- und Grössenunterschiede betreffe: der Kiefer- und Fichten-Kreuzschnabel, so wie der Baum- und Wiesenpieper; hinsichtlich der Grösse allein, jedoch in sehr bedeutender Weise: der Drossel- und Teich-Rohrsänger, nebst *Sylvia curruca* und *S. Orphea;* in Betreff der Färbung: der Teich- und Sumpf-Rohrsänger, und mit einiger Grössenverschiedenheit zugleich: der Sprosser und die Nachtigall; endlich ganz besonders noch *S. fitis* Bechst. und *S. abietina* Nilss., (*S. rufa*!! auctt.) bei fast vollständiger Gleichheit der Farbe und mit sehr geringer, aber sicherer und standhafter Unterschiedenheit in der Gestalt einzelner Theile. Sehr im Gegensatze zu ihnen zeige der am Kopfe so charakteristisch bunt-gezeichnete Seggen- oder Binsen-Rohrsänger in der Färbung, nach Jahreszeit und Klima, (als *S. cariceti* und „*S. aquatica*“,) schon eine weit grössere Verschiedenheit seiner Individuen, als die specifische von je zwei der eben genannten Arten sei.

Was aber ganz besonders zu beachten bleibe, sei die praktisch beobachterische Erfahrung, dass gerade solche höchst nahe verwandte Arten stets um so mehr verschieden seien nach Aufenthalt, Lebens- und Nistweise, Färbung und Zeichnung der Eier, Stimme und Gesang etc.

Umgekehrt jedoch, und wie man es naturgemäss nicht anders habe erwarten können, seien hierin die blossen Varietäten Einer und derselben Species, auch wenn sie äusserlich noch so verschieden aussehen, einander gleich. Ebenso gelte dies natürlich stets von den wirklichen, eigentlichen „Racen“, wo es, wie bei den gemeinen Krähen und wahrscheinlich auch bei der weissen Bachstelze (als „*Motacilla Yarellii*“), „wirkliche Racen“ gebe. Denn weder bei den Haussperlingen verschiedener Länder, noch bei Ortolanen, Wiesenpiepern und Blaukehlchen mit verschieden gefärbter Kehle, weder zwischen Raben- und Nebelkrähen, noch auch

zwischen grau- und schwarzrückigen weissen Bachstelzen, weder bei Wiesenbachstelzen mit der allerverschiedensten Färbung des Kopfes, noch bei dem halben Duzende von angeblichen „Arten“ der fast über die ganze Erde verbreiteten Rauchschwalbe, habe irgend Jemand hierin Verschiedenheiten gefunden, Im Gegentheile: Audubon, welcher die Rauchschwalbe während seines wiederholten Aufenthaltes in Frankreich und England 6 Jahre lang in Europa, so wie sein ganzes übriges Leben lang in Amerika beobachtet habe, stütze seine Behauptung über die specifische Nichtverschiedenheit der amerikanischen (*Hirundo rufa s. americana*) von der europäischen *H. rustica* ausdrücklich mit auf die „vollständige Gleichheit beider in Wohnort, Lebens- und Nistweise, Stimme, Gesang u. s. w.“ Und zwar sei Audubon, weil Andere sie immer noch als verschieden ansehen wollten, zu wiederholten Malen auf seine Behauptung ihrer Nichtverschiedenheit und auf seine Gründe dafür zurückgekommen. Hr. von Nordmann habe mehrfach, namentlich im Kaukasus, die rothbäuchige Varietät (*„H. Boissonneautii“*) mit fast weissbäuchigen der gewöhnlichen Varietät gepaart gefunden und gesehen, wie die Jungen theils mehr der Mutter, theils mehr dem Vater ähnlich wurden. — Selbst die Species-Gläubigen, insofern sie als Reisende und praktische Beobachter dergleichen angeblich verschiedne Arten beobachtet haben, seien daher über die Frage nach Verschiedenheiten derselben im Leben mit klugem, aber wenig ehrlichem Stillschweigen hinweggegangen. Oder, wenn nicht: so haben sie nur erklären können, Nichts davon wahrgenommen, sondern Alles „gleich“ gefunden zu haben. Um so mehr aber fallen dann auch die specifischen Unterschiede als haltlos in sich zusammen.

Der Grund hiervon sei wiederum einfach der: Die Natur habe es nirgends an dem wirklich Erforderlichen fehlen lassen, daher auch nicht an der nöthigen Zahl von Arten lebender Wesen: da eben jede Art nach ihrer Weise und je an ihrem Platze die Bestimmung habe, im Naturleben und zu dem gesammten Naturhaushalte zu wirken. Daher also das verschiedene Leben, Wohnen und Wirken auch der ihrem Aussehen nach unter sich ähnlichsten Arten. Ebenso schaffe die Natur jedoch auch nichts Ueberflüssiges und Zweckloses. Offenbar „zwecklos“ aber würde sie gehandelt haben, wenn sie „verschiedene Arten“ geschaffen hätte, die an denselben Orten mit andern bloss auf gleiche Weise leben und wirken sollten, wie es diese „anderen“ schon ohne sie thun. Sehen wir ja doch, ganz im Gegentheile, sogar Eine und dieselbe Art sehr häufig an sehr verschiedenen Orten leben, und mithin unter sehr verschiedenen

Umständen „für das Naturleben wirken." Gleichwie hiernach aber die verschiedene Lebensweise das vorzüglichste Kriterium für sehr ähnliche wirkliche Arten sei, ebenso könne man diesen Erfahrungssatz auch gewiss ohne Bedenken umkehren und sagen: alle solche vermeintliche Arten, die sich im Leben, Verhalten und Wirken erfahrungsmässig nicht unterscheiden, seien eben keine wirkliche „Arten."

Zugleich müsse man hierbei natürlich ebenfalls wieder „cum grano salis" urtheilen. Man dürfe also z. B. nicht, wie es beim Haussperlinge geschehen sei, Gewicht darauf legen, ob eine Thierart in wärmeren Ländern oft weit entfernt von Menschen auf Felsen wohne, oder, wo diese fehlen, und namentlich unter nördlichem Klima, in Gebäuden leben. Denn wo sollen denn Haussperlinge, Hausmäuse, Hausratten und Hausmarder wohl geblieben sein, bevor es Menschen gab, und namentlich bis dieselben weit genug in der Cultur vorgeschritten waren, um sich Häuser bauen zu lernen?

In manchen andern Fällen seien bei den Angaben über solche Verschiedenheiten entweder Täuschungen vorgekommen oder Zweifel aufgetaucht, welche nun zu berichtigen oder genauer als bisher zu prüfen sein werden. Der Graf v. d. Mühle z. B., der in sehr bestimmter Weise die Selbständigkeit des rothbärtigen Ortolans in Schutz nehmen wollte, weil er die Nester und Eier desselben von denen des gewöhnlichen verschieden gefunden zu haben glaube, habe sich dafür am besten selbst durch gröbliche Verwechselungen bestraft und widerlegt. Denn er habe, wie man sofort ersehe, die Nester und mithin auch die Eier des gewöhnlichen fälschlich dem rothbärtigen zugeschrieben; dem gewöhnlichen hingegen, dessen regelmässiges Nisten auf der Erde man hinreichend kenne, schiebe er Nester mit Eiern zu, welche „im Gesträuche 3—4 Fuss hoch über dem Boden" gestanden haben! Sie gehören wahrscheinlich gar keiner Ammern-Art, sondern irgend welchem andern Vogel an. — Die rothkehligen Wiesenpieper sehe freilich sogar Herr v. Middendorff als von dem gewöhnlichen verschieden an; doch habe er letzteren wahrscheinlich gar nicht selbst im Leben beobachtet, da in den von ihm bereisten Landstrichen Sibiriens hauptsächlich die rothkehlige Abänderung vorzukommen scheine. Indess werde auch die gewöhnliche da wohl nicht ganz fehlen. Daher sei eine theilweise Verwechselung beider (oder vielmehr nur ihre Nichtunterscheidung) im Leben um so leichter möglich gewesen, weil sie einander sowohl hierin, wie im Gesange, nach Herrn v. Nordmann's ausdrücklicher Versicherung, „unbedingt gleichen (absolument les mêmes)": während sie an der Färbung

natürlich bloss ganz in der Nähe zu unterscheiden seien und selbst noch in diesem Falle nicht immer. Zugleich sollen die Eier des rothkehligen nach Andern merklich verschieden sein. Herr v. Nordmann spreche von ihnen leider nicht speciell, obwohl er die „propagation" im Ganzen unter dem „absolument les mêmes" ausdrücklich mit einschliesse. Diess würde er jedoch gewiss nicht so kurzhin gethan haben, wenn er von einer Verschiedenheit der Eier wüsste. Indess werde man einen Vogel, der im Herbste durchaus gar nicht, und selbst im Frühjahre meist nur im männlichen Geschlechte von dem andern zu unterscheiden sei, wohl schwerlich für specifisch von diesem ansehen könne, weil er Eier lege, die, so weit man sie kenne oder zu kennen glaube, nicht genau mit den ohnehin so bedeutend unter sich selbst verschiedenen des letzteren übereinstimmen. Denn erstens kenne man sie, namentlich aus Nordeuropa, noch gar nicht hinreichend, und bei manchen sei der Ursprung so zweifelhaft, dass sie vielleicht von ganz andern Vögeln herstammen. Zweitens habe man ja schon immer mehr Fälle kennen gelernt, wo die Eier von sehr bekannten Arten sich nicht bloss auf ähnliche Weise klimatisch verändern, daher namentlich verschönern, wie Vögel selbst; sondern wo ein und dieselbe Art sogar in derselben Gegend an verschiedenen Nistplätzen so verschieden gefärbte und gezeichnete Eier lege, wie es die von rothkehligen Wiesenpiepern und von gewöhnlichen kaum zu sein scheinen. Man werde sich daher wohl auch hier durch weitere Erfahrungen bald überzeugen, dass es bei Vögeln überhaupt weder blosse Eier-Species, noch blosse Sommer- oder Winter-Species, noch auch (wie unter den Haussperlingen!) bloss männliche Species gebe; daher wahrscheinlich auch keine, die, wie der Wiesenpieper mit rother Kehle, all' diese Absonderlichkeiten so in sich vereinigte, dass sie eine solche „Eier-, Sommer-" und meist auch „bloss männliche Species" zugleich wäre.

Ein Punkt, welcher sehr viele der vermeintlichen Arten höchst verdächtig mache, und welchen die Aufsteller derselben bisher ganz zu übersehen pflegen, sei die auf höchst unwahrscheinliche Weise beschränkte geographische Verbreitung derselben.

Am weitesten gehen hierin offenbar die Engländer. Bei ihnen sei dieser Glaube gleichsam zu einer besondern „Art" von specifisch-ornithologischen Patriotismus geworden: indem sie bereits wenigstens 3 besondere Vogelarten lediglich für ihr Vaterland allein, oder gar nur für einen sehr beschränkten Theil desselben in Anspruch nehmen. Diess seien, wie bekannt, eine „besondere Art" Wiesenbachstelzen, *Motacilla Raji;* des-

gleichen eine „besondere“ weisse, *M. Yarrellii;* und drittens ein besonderes Weiden- oder Moor-Schneehuhn, *Lagopus scoticus.* Die erste sei, wie schon erwähnt, sichtlich nur eine klimatische Varietät für einige Theile des nordwestlichen Europa's überhaupt, wenn sie auch vorzugsweise in Britannien zu Hause sei, dessen eigenthümlich kühlem Inselklima sie entspreche. Die zweite bilde vielleicht aus demselben Grunde eine sehr ähnliche „Race“, wie es bei gleicher Hauptfarbe die Rabenkrähe neben der Nebelkrähe thue; und sie beschränke sich ebenfalls nicht so britisch-exclusiv auf Britannien allein, wie dortige Ornithologen sich einbilden. Denn z. B. auch Degland, (der weder an die eine „Art“ noch an die andere glaube, sondern mit Recht alle Wiesen- und weisse Bachstelzen Europa's ohne Rücksicht auf die verschiedenen Färbungen bloss für je Eine Species halte), sage ausdrücklich, dass er die *M. Yarrellii* mitten im hohen Sommer aus der Umgebung seines Wohnortes Lille erhalten habe. Das Weiden-Schneehuhn ohne weisses Winterkleid „*Lagopus scoticus*“, gehöre allerdings nur dem britischen Inselreiche, und sogar nur einem ziemlich kleinen Theile desselben an. Warum es nur eine klimatische Varietät sein könne, habe Redner schon vor mehr als 20 Jahren in der erwähnten Schrift nachgewiesen; Herr Schlegel habe diese Ansicht, (freilich meist so, als wäre sie ursprünglich die seinige), weiter verbreitet, wenn auch nicht eben deren genauere Begründung; und der höchst rühmlich bekannte Reisende Darwin, einer der bewährtesten und vielseitigsten Naturforscher Englands, habe vor 16 Jahren, ohne von dieser Ansicht über das Moorhuhn zu wissen, darauf hingewiesen, dass auch der unveränderliche irländische Hase, der sogenannte „*Lepus hibernicus*“, bloss eine solche klimatische von *L. variabilis* sei, die nur aufgehört habe, ein weisses Winterkleid anzulegen. Mithin liege eine vortreffliche Analogie aus demselben Inselreiche für eine, hierin dem Schneehuhn ganz ähnliche Säugethier-Art vor.

Doch bei den englischen speciesgläubigen Ornithologen habe das Alles bisher nichts gefruchtet. Sie verharren bei dem rührend-naiven Glauben, (freilich ohne sich denselben zoologisch oder logisch-rationell klar zu machen), dass es die Natur der Mühe werth gefunden oder gar für nothwendig gehalten habe, für jene zwei Streifchen Land, welche man Grossbritannien nennt, und welche etwa den fünfzigsten Theil von Gesammt-Europa ausmachen, eigens 3 besondere Vogelarten zu schaffen!

Bekanntlich sei aber die geographische Verbreitung der Arten bei den Säugethieren mit die beschränkteste: während sie bei den Vögeln, sehr

begreiflicher Weise, die verhältnissmässig weiteste sei, die es gebe und geben könne. Dennoch sei es zweifelhaft, ob sich selbst unter den kleinsten, oft so schwer aufzufindenden Säugethieren, (im Gegensatze zu den so leicht zu findenden Vögeln), auch nur Eine sich wirklich bloss auf dasselbe Europa beschränke, welches doch zu einigen Duzend Malen grösser sei als Britannien, das gleichwohl 3 Vogel-Species extra haben soll. „Risum teneatis amici!“ si — potestis.

Die Wahrheit sei, dass es nicht bloss Vögel, sondern auch Pflanzen und sogar Insecten gebe, die, ohne irgendwie absichtlich oder zufällig durch Menschen weiter verbreitet worden zu sein, in allen 5 Erd- oder „Welttheilen“ zu Hause seien. Kenne man doch u. A. 3 oder 4 Schmetterlings-Arten, noch dazu aus der Zahl der grösseren, die zwar in Europa und Neuholland gemein, aber noch nicht zwischeninne gefunden worden seien. Dennoch falle es keinem Entomologen ein, sie dieser wunderlich unterbrochenen Verbreitung wegen für specifisch verschieden anzusehen, wie man diess von Seiten der Ornithologen schon unendlich viel geringerer Entfernungen wegen so oft gethan habe.

Eine zweite Wahrheit sei daher die, dass in der Ornithologie das Zersplittern der Arten und das übermässige Zertheilen der Gattungen, abgesehen von dem Schaden, welchen sie anderweitig anrichten, für diesen Zweig der Wissenschaft auch die gesammte Lehre von zoologischer Geographie ruiniren: indem sie jeden ursprünglichen Zusammenhang zerstören, alle tieferen Beziehungen des Ganzen unter sich aufheben, und die so zersetzten Atome nur chaotisches Stückwerk übrig lassen. Und doch sei, mindestens was die Kritik der Species betreffe, die gesammte Ornithologie noch „auf Rosen gebettet“, im Vergleiche zur Entomologie, Conchyliologie und namentlich zur Säugethierkunde. Die Schuld müsse daher nothwendig nicht sowohl eine sachlich-objective, als vielmehr eine subjective sein, bei welcher man daher schwerlich umhin könne, an jenen bekannten Satz zu denken, dessen Urheber nicht bloss ein grosser Dichter, sondern zugleich ein grosser, als Reformator dastehender Naturforscher war: — „Wo irgend noch die Kunst gesunken, da sank sie durch die Künstler.“ — Denn in der Wissenschaft könne es gewiss auch nicht anders sein.

Der Vorsitzende schlägt nach diesem Vortrage eine halbstündige Pause vor.

Nach Wiederbeginn der Sitzung um 1 Uhr eröffnet er die Discussion. Pf. Baldamus meint*), trotz der scharfsinnigen und gelehrten Auseinandersetzungen der Herren Dr. Gloger, Altum u. A. noch immer nicht zu wissen, was Species sei. Es sei noch immer keine Definition des Begriffes gegeben. Dr. Altums „Wesensgleichheit" sei nur „eine Uebersetzung" des Wortes Species. Die angegebenen Kriterien seien meist negative. Er wünsche positive zu haben, einen objectiven, greif- und fassbaren Begriff von dem, was Species in der Ornithologie sei, eine kurze Diagnose der ornithologischen Species.

Dr. Altum: Ich habe den Begriff der Species allerdings als Wesensgleichheit festgestellt, welche Wesensgleichheit zwischen den Individuen derselben Art dadurch bewiesen wird, dass durch Vereinigung von Männchen und Weibchen solche Thiere, wie die Aeltern selbst sind, erzeugt werden. Die Jungen, wie die Alten, sind entweder reine Männchen oder reine Weibchen, und sie zeigen ganz dieselben Eigenschaften und Stadien, wie jene, — was Alles bei den Bastarden sich anders verhält. Diese beweisen, wie vorhin gezeigt, die Wesensungleichheit der zeugenden Aeltern. Dass Pf. Baldamus in meiner Definition nichts Reales, nichts Objectives findet, ist mir sehr erklärlich; weniger jedoch, wie er etwas derartig Handgreifliches, wie stofflich oder farbig Vorliegendes, in einem „Begriffe" erwartet. Ein Begriff ist nie materiell, nie objectiv, sondern ein Verstandesschema, eine logische Kategorie. Wenn es also darauf ankommt, eine verstandesmässige, oder — wenn Sie wollen — philosophische Definition zu geben, so wolle man solche nicht der Unsichtbarkeit und Ungreifbarkeit zeihen. Ein Anderes ist es, meine Herren, wenn wir, den Fuss auf das Gebiet der Realität setzend, fragen: Woran erkennen wir eine wirkliche Species? Was sind die äusseren Merkmale derselben? Wie können wir wissen, ob dieser oder jener Vogel, der im Kleide von einer bekannten Species abweicht, mit derselben artlich identisch ist oder nicht? — Und zur Lösung dieser sehr wichtigen, praktischen Frage glaube ich in den vorhin angegebenen sechs Punkten Fingerzeige gegeben zu haben, die man näher prüfen wolle. Vielleicht finden sich noch mehrere Anhaltspunkte.

In gegenwärtiger Zeit scheint man aber zu meinen, das Bestimmende

---

*) Ich brauche wohl nicht zu bemerken, dass manche meiner Einwendungen nur den Zweck hatten, die Discussion lebendiger zu machen, und den Rednern Gelegenheit zu weiterer Entwickelung ihrer Ansichten zu geben.

Baldamus.

einer Species bestände in einer kleinen, ja oft sehr kleinlichen Farbennüance, in einem etwas grösseren oder kleineren Schnabel oder dergl., ohne daran zu denken, dass durch solche Kleinigkeiten und Zufälligkeiten in den meisten Fällen die Verschiedenheit weder bezeichnet wird, noch für sich allein erkennbar ist. Man stellt eine Suite Vögel derselben Species zusammen, gibt den „grösseren" einen Namen, benennt auch die „kleineren" und dann noch diejenigen, welche „mitteninne" stehen. Die, welche dann zu keiner der vermeintlichen drei „Species" ganz passen, kommen unter dem Titel „Varietas" zu denjenigen nagelneu, sehr wohlfeil und leicht geschaffenen und mit einem schweren Namen belegten „Species", der sie am nächsten zu stehen scheinen. Dann wird eine zweite (wirkliche) Species hergenommen, die charakteristisch von der ersten abweicht, und auf dieselbe Manier in zwei, drei „Species" gespalten. Auf der höchsten Zinne der „Wissenschaftlichkeit" aber glaubt man zu stehen, wenn man diesen „neuen Arten" gleich auch noch einen neuen Genusnamen aufprägt. Mit „ornithologischem Blicke" macht man Species; unter Recurs auf das „Urtheil der Nachwelt" macht man Genera! Aber, leider! der „ornithologische Blick" ohne Princip, und darum ohne Wissenschaft, geht gar sehr auf Glatteis, ist factisch auch schon oft ausgeglitten; und das „Urtheil der Nachwelt" wird diese Wirthschaft, die mir ebenso naturwidrig, als der wahren Wissenschaft nachtheilig erscheint, sicher nach Verdienst zu richten wissen, wie es die „Mitwelt" zu thun bereits begonnen hat. Der grüne Tisch bringt graue Theorie, wo man die grüne Natur nicht zu Rathe zieht und selbstgenügsam auf die „Dorfornithologen", die Mitrepräsentanten praktischer Naturforschung, herabschaut. „Am grünen Tische, — so sagte mir neulich Jemand, — macht man diese Genera; und ich kann versichern, dass gar viele dieser generisch getrennten Thiere im Leben, in der Natur, ganz dieselben oder höchst ähnlich sind."

Baldamus weiss sich sachlich mit den Ansichten seines Freundes Altum einverstanden; nur muss er wiederholen, dass ihm die Definition des Speciesbegriffs nicht genügen kann, ebenso wenig als die Buffon's. Er erinnert sich eben einer ganz nagelneuen, die er gelesen zu haben glaubt, ohne jedoch sicher zu sein, dass er sie nicht etwas anders wiedergibt. Nämlich: „eine gute Species sei eine solche, die jeder Anfänger, eine schlechte, die Niemand unterscheiden könne." (Heiterkeit!)

Dr. Altum. Nun es ist nicht zu leugnen, dass diese Definition wenigstens den Vorzug der Originalität hat. Ich fahre indess fort.

Nach den von mir früher entwickelten sechs Punkten wird man finden, um es nochmals zu sagen, dass es bei einigen Arten sogar auf „ganz grosse“ Farben- und auf gewisse plastische Verschiedenheiten durchaus nicht ankommt. Ich stehe z. B. nicht an, falls die Etiquetten im Berliner Museum richtig sind, *Falco cervicalis*, *tanypterus*, *peregrinoides*, *anatum*, *abietinus*, *melanogenys* und *peregrinus* als specifisch gleiche Vögel zu betrachten, während ich bei andern Arten schon auf „ganz kleine“, oft kaum zu findende Unterschiede hin eine Art adoptiren muss. Jede verschiedene Species wird also hierin schon verschieden sein. So halte ich die *Aquila clanga* von *naevia*, *Parus borealis* von *palustris*, *Calamoh. palustris* von *arundin.* für specifisch geschieden. Um die Tragweite der genannten Gesetze in praxi nachzuweisen, diene noch folgendes Beispiel: Ich muss danach *Lanius excubitor*, *borealis* oder *septentrionalis*, *orbitalis*, *lathora* und *carolinensis* für specifisch gleich, *L. meridionalis* dagegen für specifisch verschieden von *L. excubitor* halten. Die erstgenannten sind — ausser andern Gründen, die ich hier absichtlich weglasse, — nichts weiter, als die nach beiden Seiten hin erhöhten Verschiedenheiten, wie sie bei unserm *excub.* vorkommen; sie sind also von diesem nur gleichsam quantitativ verschieden. Dagegen ist *meridionalis*, aus diesem Princip nicht zu erklären, qualitativ abweichend. Ohne feste Principien, ich wiederhole es, würde man mit dem „ornithologischen Blicke“ sicher oftmals falsch sehen. Es soll hiermit natürlich nicht behauptet sein, als könne man etwa nicht auch mit Principien bisweilen irren; aber fehlt man dann, so fehlt man von einer objectiven Basis aus, und es lässt sich über den Fehler wissenschaftlich disputiren. Stellt mir aber Jemand als Beweis nicht ein naturhistorisches Princip, sondern seinen „ornithologischen Blick“ entgegen, der ihm etwa eine neue Blaukehlchenart geschaffen hat: *„tum nihil est, de quo disputemus!“* Die Sache kann dann zu keinem wissenschaftlichen Resultate kommen, denn der „ornithologische Blick“ kann weder bewiesen noch widerlegt werden. Das arme Kleid des Blaukehlchens bleibt, trotz aller Uebergänge, trotz ganz gleicher Sitten, Stimme etc. seines Trägers, dennoch eine „gute Art“, wenn auch vielleicht nur im Sinne der originellen, von Baldamus zu grosser Heiterkeit mitgetheilten „nagelneuen Speciesdefinition.“

Ich glaube also, meine Herren, mit meiner philosophischen Definition um so weniger abgewiesen zu werden, als ich für die Praxis jene

Kriterien beifügte, welche mir die Natur der Sache bot. Es bleibt der Erfahrung und Beobachtung überlassen, diese Kriterien bei den einzelnen Species anzuwenden, und so die einzelnen Verschiedenheiten sich sehr nahe stehender Arten nach Princip und Gesetzen zu würdigen.

Prof. Blasius: Die Sache des Speciesbegriffs kann nur auf praktischem Standpunkte entschieden werden. Da können aber auch negative Kriterien vollkommen ausreichen. Scharfe Grenzen aber müssen überall vorhanden sein, denn sonst ist jede Unterscheidung unmöglich.

Dr. Hennecke: Man hat bisher, wenn man von „Species", also, dem jetzt gebrauchten Ausdrucke gemäss, von „Wesensgleichheit" sprach, nur das Aeussere des Vogels im Auge gehabt. Aber auch das Innere dürfte vielleicht doch mit zu berücksichtigen sein. Anatomische und physiologische Untersuchungen zu diesem Behufe sind noch wenig angestellt. Vielleicht werden sie zur Aufstellung eines definitiven Speciesbegriffs mithelfen können?

Dr. Gloger: Auch die inneren Organe können sehr wohl verschieden sein, ohne dass hierdurch ein Speciesunterschied begründet, oder dass selbst ein sonstwie begründeter etwa hierdurch erst sicherer festgestellt würde. Macgillivray, ein Freund des trefflichen Audubon, (Lehrer desselben für Anatomie und Verfasser eines verdienstlichen Werkes über die Raubvögel Britanniens), hat wiederholte und genaue Untersuchungen in dieser Beziehung angestellt. Derselbe habe aber z. B. bei *Falco tinnunculus* den Darmcanal um $^1/_8$ der Länge abweichend, die Blinddärme zwischen 0 und $^1/_2$ Zoll abwechselnd, und sogar unsymmetrischer Weise vorhanden auf der einen Seite, dagegen fehlend auf der andern gefunden. Ueberhaupt gehöre es ganz und gar nicht zum Berufe der Anatomie, jemals der „Zoologie" oder ins Besondere der Ornithologie „Species unterscheiden" zu helfen. Vielmehr sei und bleibe Letzteres ein- für allemal Sache der Zoologie, folglich auch der Ornithologie, und zwar nicht blos für sich allein, sondern zugleich für die Anatomie mit. Denn in der That sei diese, auch wenn man ihr die Vögel ungerupft hingebe, gar nicht im Stande, viele unserer besten Species zu unterscheiden; gerupft aber würden ihr sehr häufig nicht einmal die sonst guten Genera kennbar sein. Oder wenn sie es wären, so würde auch sie dieselben zunächst immer nur zoologisch, aber nicht anatomisch zu unterscheiden vermögen und zu unterscheiden suchen müssen. Sie könne der Zoologie allerdings vielfach sehr nützlich werden, und sie sei es namentlich für die Grundfragen der zoologischen

Systematik schon längst in hohem Grade geworden; Mit- oder Schiedsrichterin über die Species werde sie aber weder je sein können, noch werden wollen. Eines jedoch, was anatomisch fest stehe und für unsere Frage mit anwendbar erscheine, sei: dass vor Allem die gesammte Schädelbildung sehr vieler Thiere, zumal einer grossen Zahl von Säugethieren, so wie auch die mancher Vögel, einem so bedeutenden Variiren theils dem Alter nach, theils nach individuellen Zufälligkeiten unterworfen sei, wie man dies, ohne es zu sehen, meistens nicht entfernt vermuthen würde. Am weitesten gehe dies unter den Säugethieren bei gewissen Pflanzenfressern, die viel harte, feste Stoffe geniessen und sie mühsam zermalmen müssen; ferner bei vielen Raubthieren und zumal bei den schweineartigen Thieren. Darum glaube Redner auch, wie schon erwähnt, auf die Abweichungen in der Grösse der Schnäbel bei saamenschälenden Vögeln und bei manchen anderen pflanzenfressenden weniger Gewicht legen, sondern ihre Verschiedenheit als mit in der örtlich, zeit- oder landstrichweise verschiedenartigen Nahrung begründet ansehen zu müssen.

Dr. Hennecke: So scheint es denn, dass auch die innern Organe keinerlei positive Resultate für die Speciesbestimmung darbieten —

Dr. Gloger: Auch „positiv“ und „negativ“ seien, philosophisch betrachtet, nur äusserlich verschiedene, aber für die Begriffsbestimmung selbst ganz unwesentliche Formen des Ausdruckes. Bei gleicher Bestimmtheit und Richtigkeit sei daher eine „Form“ so gut, wie andere. Es handele sich dafür, ob man diese oder jene wähle, gewöhnlich nur darum, welcher von beiden eine Sprache die bequemsten oder dem Sinne nach zutreffendsten Wörter liefere, um den Ausdruck des Begriffs zu formuliren. In einer so vorzugsweise reichen und mit logischer Schärfe in sich ausgebildeten Sprache, wie es vor allen anderen die unsrige sei, (scil. die deutsche überhaupt, wenn auch nicht gerade unsere specifisch deutsch-ornithologische!) sei es daher meist ein Leichtes, negative Begriffsformeln in positive umzugestalten. Man braucht nur z. B. statt „ungehäubt“ oder „ungehörnt“ zu sagen „glattköpfig“, und „nackt“ oder „kahl“, statt „ohne Schuppen“ oder „ohne Federn.“ Ja, der Sinn von „kurzschwänzig, kurzschnäblig“ u. dergl. sei positiv, enthalte aber zugleich die Negation von „langschwänzig“ etc. in sich. Nur von bloss „negativen Beweisen“ sei freilich sehr oft wenig oder Nichts zu halten. — Für unsern Zweck bleibe aber stets das festzuhalten, dass praktische „Species-Bestimmung“ für concrete Fälle, d. h. an den jedesmal vorliegenden Individuen, und wissenschaftlich-allgemeine daher „abstractive“ Definition des „Be-

griffes von Species" überhaupt, mithin auch für die Ornithologie ins Besondere, zwei unter sich höchst verschiedene Aufgaben seien.

Prof. Blasius „will nicht über philosophische Begriffe disputiren, die für die Praxis von keiner Bedeutung sind."

„Aus dem vielfachen Schwanken in der praktischen Anwendung des Artbegriffs sind ornithologische Zustände hervorgegangen, von denen sich mancher Naturforscher unbefriedigt und mit Widerwillen abwendet. Der Gedanke scheint nahe gelegen zu haben, dass in das mühsam aufgebaute Chaos nichts leichter Ordnung zu bringen geeignet sein dürfte, als ein klar ausgesprochener Speciesbegriff, den man als maassgebend an jeden einzelnen zweifelhaften Fall anlegen könnte. Auch mag man sich mit der Hoffnung getragen haben, man könne aus dem Artbegriff jede einzelne Species nach ihrem ganzen Umfange durch einen bloss logischen Prozess construiren. Und was würde uns Ornithologen noch zu wünschen übrig bleiben, wenn wir diesen Stein der Weisen gefunden hätten, und Jeder in seiner Hand ihn könnte wuchern lassen! Wir würden uns plötzlich in das ornithologische Schlaraffenland versetzt sehen, und brauchten nur nach dem feststehenden Begriff den Mund zu öffnen, um die fertig gebratenen Species hineinfliegen zu lassen.

Aber wäre der Erfinder dieses Begriffs nicht zugleich der letzte Ornitholog! Würden wir andern mehr sein als ornithologische Maschinen, die diesen aus sich selbst construirenden Begriff ohne weiteres Nachdenken zur Ausführung brächten!

Doch würde einen grösseren Triumpf die aprioristische Naturphilosophie nicht feiern können. Und wir würden im ruhigen Genuss eines ewigen ornithologischen Landfriedens schwelgen müssen, sobald wir uns nur zu der allgemeinen Begriffsbestimmung verstanden hätten. Das wäre ein Eldorado für alle ängstlichen Gemüther, und für die, welche die Summe der Weissheit gern „in nuce" schwarz auf weiss nach Hause tragen. Auf diese Aussicht hin liesse sich schon Manches wagen.

Aber wir haben noch keine Ursache, unsere Furcht und Hoffnung ausschliesslich auf den Besitz der Wunderlampe einer solchen Begriffsbestimmung zu setzen. Was hat es geholfen, dass Oken nach naturphilosophischer Allwissenheit so viele Thiere und Wesen als „nothwendig aufzufindende" vorausprophezeite; sie sind dessen ungeachtet noch nicht gefunden, ebenso wenig, wie der Kohlenstoff im reinen Wasser, der doch nothwendig da sein muss, blos weil Oken die Natur mit der dreizähligen Brille ansieht. Auf den Schultern des grossen Gedankenequilibristen

stehen ja auch Männer mit weiterem Blick, die da behaupten, der liebe Gott habe in der Ornithologie nur bis vier zählen können, oder höchstens bis fünf; von da wiederhole sich Alles hier unter dem Monde.

Und was hat es geschadet, dass Hegel mit naturphilosophischem Machtspruch erklärte: „es giebt nach dem absoluten Begriff keine Planeten zwischen Mars und Jupiter!“ Die empirischen Astronomen haben sich nicht abschrecken lassen, und man muss gewärtig sein, dass sie jetzt alle acht Tage einen neuen herbeischleppen, und zugleich eine gute Species! Und ebenso werden sich auch die ornithologischen Empiriker nicht durch den Machtspruch einer allgemeinen Begriffsbestimmung aus ihrer Bahn drängen lassen.

Das ist der alte, im Dualismus der menschlichen Natur tief begründete Gegensatz zwischen der Philosophie und Empirie, oder, wie der Harzer Bergmann sagt: zwischen den Theoretikern und Praktikern; die Einen verstehen's, aber sie können's nicht machen, und die Andern können's machen, aber sie verstehen's nicht! Von diesem Gesichtspunkte aus glaubte ich schon bei der vorigen Versammlung erklären zu müssen, dass wir durch philosophische Erörterung des Speciesbegriffs noch keineswegs die Schwierigkeiten in der Abgränzung der einzelnen Arten überwunden hätten, auch wenn der allgemeine Speciesbegriff wirklich aufgefunden würde. Ein unantastbarer, philosophisch vollgültiger Speciesbegriff wird in der Regel die empirischen Schwierigkeiten so wenig berühren können, oder der empirischen Beobachtung eine so schwierige Aufgabe stellen müssen, dass er uns faktisch nicht vom Fleck bringt. In allen fraglichen Fällen handelt es sich um die Lösung von empirischen Fragen und Schwierigkeiten, die nicht durch die Begriffsabgränzungen einer allgemeinen Definition erledigt werden können.

So nothwendig es im Ganzen ist, sich über allgemeine Begriffe aufzuklären, so interessant es sein muss, uns gegenseitig über den Begriff der ornithologischen Species in's Reine zu bringen; so wenig fühle ich mich geneigt, die einzelnen fraglichen Fälle allein vom Standpunkte der Speculation aus zu erledigen. Sollte es nothwendig sein, einen Standpunkt ausschliesslich festzuhalten; so würde ich mich unbedingt für den der Empirie erklären, auch auf die Gefahr einer übeln Nachrede nach der Definition des Harzer Bergmann's.

Mir scheint es jedoch nicht, als ob die bisher in der Versammmlung ausgesprochenen Ansichten so sehr weit vom empirischen Standpunkte entfernt wären. Von einer speculativ naturphilosophischen, durch die blosse

Bewegung des Gedankens aus sich selbst heraussehaffenden Definition ist nicht die Rede gewesen. Die erörterten Definitionen tragen schon an und für sich, aber mehr noch in ihren Regulativen für die praktische Anwendung, den Charakter der Empirie an der Stirn! Nur darin scheinen sie sich theilweise zuweilen vom Standpunkte der ausschliesslichen Empirie entfernen zu wollen. dass sie die Lücken der Beobachtung durch theoretische Hypothesen auszufüllen suchen.

Das ist nicht der Weg, auf dem wir eine allgemeine Verständigung herbeiführen können. Ueber ein und dieselbe Thatsache lassen sich oft verschiedene Hypothesen aufstellen; dem Einen sagt diese zu, dem Andern jene, und einem Dritten gar keine. Ist eine Hypothese durch Thatsachen verificirt, so haben für das Endresultat allein die Thatsachen eine Bedeutung, und die Hypothese ist erledigt; ist eine Hypothese nicht durch Thatsachen zu verifiziren, so fällt jede Bedeutung derselben weg; widerspricht eine Hypothese anerkannten Thatsachen, so richtet sie sich selber. Nur Thatsachen, nicht Hypothesen. können in zweifelhaften Fällen allgemein überzeugend und entgültig entscheiden. Es ist nichts einfacher, als über Thatsachen und deren Allgemeingültigkeit zu ein und derselben Ansicht zu gelangen.

Schwieriger ist es, über die Bedeutung der Thatsachen eine allgemein übereinstimmende Ansicht zu gewinnen. Nach den in unserer Versammlung erörterten Vorstellungen über die Species zweifle ich jedoch keinen Augenblick daran, dass in diesem Punkte ebenfalls eine Verständigung zu erreichen sein wird.

Als Kriterien des Artbegriffs sind Bedingungen hervorgehoben worden, deren Nothwendigkeit sicher Niemand von der Hand weisen wird. Wer will es bestreiten, dass die Natur unmittelbar nur Individuen darbietet, und wir nach bestimmten Beobachtungen an den Individuen erst durch einen Gedankenprocess die Vorstellung der Art gewinnen müssen?

Nichts ist wahrer, als dass die Möglichkeit der Artvorstellung durch einen innerlichen Grund in der Gesammtheit der Individuen, die zu derselben Art zählen, bedingt werden muss. Aber wir haben nur an den Aeusserungen der Individuen ein Mass und einen Beleg für diesen inneren einheitlichen Grund der Art. Ohne eine einheitliche äussere Erscheinung wären wir nicht berechtigt, auf einen einheitlichen oder bleibenden inneren Grund zu schliessen. Nur an die Aeusserungen des inneren Species-Princips können wir uns halten, wenn wir eine specielle Frage zur Entscheidung bringen wollen.

Es ist sicherlich unbestreitbar, dass wir in allen Individuen, die zu

derselben Art gehören, eine Uebereinstimmung des Wesens annehmen müssen. Doch worin besteht das Wesentliche, in welchem die Individuen derselben Species übereinstimmen müssen? Und was ist in den Eigenschaften der Individuen unwesentlich und darf beim Abgrenzen des Speciesbegriffs übersehen werden? Dies Wesen besteht sicherlich nicht in einer einzelnen constanten Eigenschaft. Wer will sich anheischig machen, auch nur zwei Individuen vorzuweisen, die in allen Eigenthümlichkeiten absolut identisch sind? Diese Uebereinstimmung des Wesens muss auch bei bestimmten Schwankungen einzelner Eigenthümlichkeiten noch erhalten bleiben! Sie hat kein absolutes, voraus zu bestimmendes Mass. Kann man doch sogar, wenn von Arten mit getrennten Geschlechtern die Rede ist, nicht behaupten, dass Männchen und Weibchen in ihrem Wesen absolut übereinstimmend seien! Für den Speciesbegriff ist die so unbedingt wichtige Geschlechtsverschiedenheit jedoch keine wesentliche. Aber auch für Zwitter müssen wir eine Abweichung der Individuen derselben Art zugestehen, ohne dass die Einheit der Species dadurch gefährdet wird. Und wir können a priori in keinem einzigen Falle feststellen, wie weit die Schwankungen der Individuen innerhalb ein und derselben Art sich erstrecken sollen. Mit jedem Schritte werden wir von der allgemeinen philosophischen Definition auf die Empirie hingewiesen, die am leichtesten eine Verständigung über die Bedeutung der Thatsachen vermittelt.

Die Wichtigkeit des Büffon'schen Speciskriteriums scheint auf der Hand zu liegen. Doch sehen wir genauer zu; so liegt es noch offener auf der Hand, dass das Fortpflanzungsprincip nicht im Stande ist, eine allgemeine Vorstellung der Species abzugränzen, so wenig auch die Abgränzung der Species diesem Princip widersprechen darf. Es setzt getrennte Geschlechter voraus; was soll aber aus den vielen Naturkörpern werden, deren Geschlechter fortpflanzungsfähig in einem einzigen Individuum vereint, oder die ganz geschlechtslos sind? Sie bilden doch auch Species; aber wir sind gezwungen, bei der Speciesabgränzung unter ihnen ganz von den Büffon'schen Bedingungen zu abstrahiren. Nach der Büffon'schen Bestimmung könnte man sich versucht fühlen, jedes Zwitterindividuum für eine besondere Species zu halten, und unter geschlechtslosen Naturkörpern jede Möglichkeit einer Species abzustreiten.

Aber auch für die Naturkörper getrennten Geschlechts scheint mir die Anwendung bedenklich. Das Kriterium beruft sich mit der grössten Bestimmtheit auf die Erfahrung. Strenge genommen können wir also nur nach den in der Fortpflanzung beobachteten Päärchen, oder nach ganz be-

stimmt vorliegenden Paarungen schliessen. Die nicht in gegenseitig beobachteter, erfolgreicher Paarung nachgewiesenen Individuen können wir, wenn wir ausschliesslich das Princip Buffon's anwenden wollen, nicht mit Grund als derselben Art zugehörig ansehen. Sie würden, wie je beliebige andere, auch möglichst verschiedene Individuen, unverbunden einander gegenüberstehen, auch wenn sie in der Form übereinstimmen. Gestehen wir es nur offen ein, dass, wenn wir die nicht in erfolgreicher Paarung betroffenen Individuen mit andern in solcher Paarung betroffenen von der selben Form in ein und dieselbe Art zusammenstellen, dies nur wegen der Uebereinstimmung der Form geschieht, und durchaus nicht wegen des gar nicht beobachteten Büffon'schen Kriteriums. Und hierin liegt, oder ich müsste sehr irren, des Pudels Kern über den Speciesbegriff. Wir schliessen mit Grund, dass bei der Uebereinstimmung der Form eine erfolgreiche Paarung möglich sein würde.

Doch warum sollen wir auf dem Wege hypothetischer Schlussfolge, einer Definition zu Liebe, zu einem Resultate gelangt zu sein uns einbilden, zu dem wir auf ganz anderem Wege gekommen sind? Wenn wir in dem einen Falle weil wir ganz und gar keinen Anhaltspunkt haben, schliessen müssen, dass Thiere von übereinstimmender Form zu ein und derselben Art gehören; so können wir auch in dem anderen dasselbe thun und von der erfolgreichen Paarung abstrahiren, oder diese als nothwendige Folge auf sich beruhen lassen. Und fragen wir uns ehrlich, wie viele von den zu ein und derselben Species gezählten oder zu zählenden Individuen ordnen wir nach einer bestimmt beobachteten erfolgreichen Paarung, und wie viele nach der Uebereinstimmung der Form ein! Und, ich frage ganz ernsthaft, nehmen wir einen jeden Vogel, den wir in isolirter Stellung seines Lebens oder seiner Freiheit berauben, nicht jede Möglichkeit, sich nach dem Büffon'schen Fortpflanzungsprincip über seine Species auszuweisen? Wir täuschen uns, wenn wir behaupten, dass wir consequent und ausschliesslich die Species nach dem Büffon'schen Fortpflanzungsprincip abgrenzen.

Doch hat das Büffon'sche Fortpflanzungsprincip in seiner Anwendung auf den Speciesbegriff eine noch weit bedenklichere Seite. Die ungezügelte Theorie der gepaarten Pärchen kann uns einmal plötzlich mit einer ganz unerwünschten Bescheerung beglücken: und ich weiss gar nicht, wesshalb sie es nicht schon gethan hat. Gesetzt, man wäre auf einem beliebigen andern Wege zu der Ueberzeugung gekommen, dass eine Vogelspecies in constant verschiedenen und geographisch scharf getrennten Racen ausgebildet sei, der Jagdfalke z. B. als *Falco islandicus* in Island, als *F. groen-*

landicus in Grönland, als *F. Gyrfalco* in Norwegen: was folgt? Jeder wird unter diesen Voraussetzungen den *Gyrfalco* nur mit *Gyrfalco*, den *islandicus* nur mit *islandicus* und den *groenlandicus* nur mit *grönlandicus* gepaart gefunden haben können: folglich sind nach dem Fortpflanzungsprincip als höchster und einziger Autorität alle drei Raeen vortreffliche Arten. Wenn es auf anderem Wege feststünde, dass *Garrulus glandarius. Brandtii. Kryniczkii*, *Melanocephalus* etc. nur geographisch streng getrennte Varietäten oder Racen derselben Art seien; wie soll sich *glandarius* mit *Brandtii* oder *Melanocephalus* etc. paaren können, da er mit ihnen nicht an denselben Fundorten zusammen vorkommt? Gesetzt auch, diese Formen würden sich untereinander paaren, wenn ihnen eine günstige Gelegenheit geboten würde; so muss man doch nach dem Fortpflanzungsprincip alle für verschiedene Arten halten, bloss weil sie nie einander zu Gesicht gekommen sind. Diese Art von geographischer Unmöglichkeit, sich mit einander erfolgreich zu paaren, scheint mir doch zu bedenklich, um danach als höchstes Princip Species abzutrennen. Würde man nach diesem Princip consequent verfahren, so würde man von allen Standvögeln aus verschiedenen Gegenden behaupten können, sie seien verschiedene Species, auch wenn sie im Uebrigen in Nichts verschieden sind. Die Elstern in Frankreich paaren sich sicher nie mit denen in Russland; ausschliesslich nach dem Fortpflanzungsprincip, nach gepaarten Päärchen schliessend, würde man sagen dürfen, die französischen und russischen Elstern sind ganz verschiedene Species: denn sie paaren sich nie unter einander, sondern immer nur mit ihren Landsleuten! Ich sehe nicht ein, wie man bei dem jetzigen Stande der Dinge das Fortpflanzungsprincip als höchstes Kriterium für die Abgrenzung der Species anerkennen, und dabei die Vorstellungen von geographisch- oder local getrennten Racen, oder klimatischen Varietäten festhalten kann.

Ich bin fest überzeugt, dass wir uns täuschen, wenn wir das Fortpflanzungsprincip als höchste und einzige Autorität über die Species entscheiden lassen wollen. Wir würden uns nicht für berechtigt halten, die russischen Elstern oder Dohlen von den französischen als Art zu unterscheiden, wenn sie nicht zugleich einen Unterschied der Form, der Bildung oder Färbung etc. darböten. Es ist also die Form, nach der wir in letzter Instanz entscheiden, nicht die Fortpflanzung.

Und die Form würde uns auch nicht in Zweifel darüber lassen, dass Pferd und Esel zwei verschiedne Species sind, wenn auch alle Maulthiere und Maulesel in der Welt unter sich fortpflanzungsfähig wären. In Sachen der

Fortpflanzungsfähigkeit der Bastarde dürfen wir uns ohnehin nicht auf die Pflanzenwelt berufen; es giebt eine Menge Pflanzenbastarde, die sich unter sich fortpflanzen, ohne desshalb den Stammarten irgend einen Makel anzuhängen.

Nicht desshalb sind Thiere, Pflanzen oder Mineralien gute Species, weil sie sich unter sich, oder ausschliesslich unter sich erfolgreich fortpflanzen; sondern viel eher umgekehrt: weil sie gute Species sind, pflanzen sie sich mit Erfolg unter einander fort, falls sie die Fähigkeit, Neigung und Gelegenheit dazu haben. Auf die Gelegenheit aber kommt viel an. Wenn sie keine Gelegenheit dazu haben, so können wir höchstens uns berechtigt fühlen, daraus den Schluss zu ziehen, dass sie es vielleicht wegen mangelnder Gelegenheit unterlassen; aber nicht, dass sie verschiedene Arten sind, weil sie es unterlassen.

Wenn wir nach unseren Discussionen die Frage an uns stellen, ob wir zu einem Speciesbegriff gekommen seien, der allen Anforderungen Genüge leistet, so hat Jeder das Recht, zu sagen: Nein! Denn das hängt nicht bloss von dem discutirten Speciesbegriff ab, sondern auch von dem an diesen Begriff gestellten Anforderungen. Der Begriff kann sehr gut erläutert sein, und doch den Anforderungen vielleicht nicht entsprechen, weil die Anforderungen über jede Berechtigung an einen Begriff hinausgehen. Wer in naturhistorischen Dingen sanguinische Anforderungen an Begriffe macht, wer sie als Wünschelruthe benutzen will, um sich bequem und sicher zeigen zu lassen, wo der gesuchte Schatz vergraben liegt, der wird sich in seinen Anforderungen überall getäuscht finden. Wer solche sanguinische Anforderungen nicht gehegt hat, wird sich sicher durch die Discussion in der Versammlung gefördert gesehen haben. Wer vom allgemeinen Gesichtspunkte aus Befriedigenderes über die Species zu sagen weiss, soll willkommen sein.

Sogar Derjenige, welcher nach seiner Ueberzeugung behauptet, wir seien zu gar keinem Resultat gekommen, ist in der vortheilhaften Lage gewesen, sich zu überzeugen, dass man auf diesem Wege auch zu keinem Resultat, wie er es wünscht, kommen kann. Und dies negative Resultat halte ich auch an und für sich nicht für unwichtig. Es liegt eine Aufforderung in demselben, eine anderweite Verständigung zu suchen, in der Alle sich befriedigt fühlen können, denen an einer Verständigung gelegen ist.

Vielleicht ist eine Verständigung, ich beabsichtige nicht entfernt zu sagen: eine Speciesdefinition, möglich, wenn wir unsern Blick über das Gebiet der Ornithologie hinaus einigermassen erheben. Es ist ganz in

der Ordnung, wenn wir in unseren Versammlungen speciell uns nur mit Ornithologie beschäftigen; aber wir müssen uns nicht anstellen, als ob die Ornithologie eine von allen übrigen naturhistorischen Disciplinen himmelweit abweichende Wissenschaft sei: wir dürfen die Anschauungsweisen und Untersuchungsmethoden in den übrigen Naturwissenschaften nicht ignoriren. Wir Ornithologen haben zunächst zu bedenken, dass wir Zoologen sind, Zoologen, die in in einer besondern Thierklasse arbeiten. Unsere Anschauungsweise kann also zuvörderst nur eine zoologische sein, die allerdings durch den speciellen Charakter der Klasse der Vögel modificirt, nicht aber aller anderen zoologischen Anschauungsweise gegenüber gestellt werden kann. Doch auch die zoologische Anschauungsweise im Allgemeinen ist wieder nur eine specielle Richtung der gesammten naturhistorischen Auffassung. Die Zoologie ist auch augenblicklich noch in allzuwichtige Grenzstreitigkeiten mit der Botanik verwickelt, als dass sie von der botanischen Auffassungsweise ganz abstrahiren dürfte. Und im Wesentlichen wird ja in beiden organischen Naturreichen ein und dieselbe Methode angewandt, um Species abzugrenzen und zu bestimmen. Hat ja sogar die Mineralogie im Allgemeinen keinen von den in beiden andern Naturreichen eingeschlagenen Wegen abweichenden angewandt, um zu ihren Vorstellungen von Species zu kommen.

Fassen wir denn den Baum, der uns im Wege liegt, lieber am Stamme an, als an den Zweigen; vielleicht ist er weniger störrisch! Fragen wir uns zunächst, was ist eine naturhistorische Species im Allgemeinen, gleichviel ob sie dem Thier-, Pflanzen- oder Mineralreich angehört, und dann erst, was ist eine Thier- oder Vogelspecies! Erwarten wir aber nicht, dass irgend eine Antwort auf diese Frage, auch die richtigste und beste, uns über irgend eine specielle Schwierigkeit und Beobachtung auf einem Zaubermantel hinweg heben soll, sondern fordern wir eher umgekehrt, dass sie uns alle Schwierigkeiten und Aufgaben der speciellen Beobachtung klar und eindringlich ins Gewissen ruft, um sie zu überwinden. Oder, wenn wir den Standpunkt des speculativen Definirens oder des philosophischen Construirens in den Naturwissenschaften aus Grundsatz vermeiden wollen, fragen wir uns und machen es uns klar, wie die Naturgeschichte im Ganzen auf die Vorstellung der Species kommt, wie sie es anfängt, um Species im Speciellen abzugrenzen, und unter welchen Umständen und Bedingungen sie sich mit den abgegrenzten Species beruhigt. Es giebt ja in allen drei Naturreichen und auch in der Ornithologie Species, über die sich ein jeder beruhigt fühlt; diese können uns als Muster

dienen. Haben wir uns über diese Fragen zur Genüge aufgeklärt; so sind wir vielleicht toleranter gegen eine jede beliebige Speciesdefinition, vielleicht macht sich auch ein Jeder seine genügende Definition der Vogelspecies selber, oder er beruhigt sich sogar über die Vogelspecies ohne jede Definition. Nur über die schlechten Species beruhigt er sich nicht, auch wenn sie sich unter dem Deckmantel der elegantesten und scharfsinnigsten Definition einschleichen wollten.

Der allgemein eingeschlagene Weg, in der Naturgeschichte zur Vorstellung der Species zu gelangen, ist der einer anschaulichen Vergleichung der in der Natur gegebenen Individuen; nicht der einer Construction durch einen a priori festgestellten Begriff. Nur dadurch, dass wir aus der Gesammtheit der der Beobachtung zugänglichen Individuen, die in irgend welchen Eigenthümlichkeiten übereinstimmenden empirisch zusammenfassen und empirisch von allen übrigen trennen, gelangen wir zu den Vorstellungen irgend welcher systematischer Einheiten. Systematische Einheiten, also auch Species, sind nur insofern in der Natur begründet, als unter den von der Natur gegebenen, der Beobachachtung zugänglichen Individuen irgend welche in bestimmten Punkten unter sich übereinstimmen und von den übrigen abweichen. Wären alle Individuen unter sich vollkommen übereinstimmend, so würden sie nur eine einzige systematische Einheit bilden; wären alle unter sich in allen diesen Eigenthümlichkeiten abweichend, so würden wir nie über die Vorstellung der Individuen hinauskommen. Keine einzige Begriffsbestimmung würde im ersten Falle eine Sonderung, im zweiten ein Zusammenfassen hervorzubringen im Stande sein. Die Begriffe und Begriffsbestimmungen können im empirischen Thatbestande nichts ändern; sie können und müssen sich erst aus dem Thatbestande entwickeln. Nur dadurch gewinnen wir erst eine Vorstellung, einen Begriff von einer systematischen Einheit, einen Begriff von einer Species, dass wir klar, bestimmt erkennen, in welchen Eigenschaften die Individuen der bestimmt vorliegenden Species unter sich übereinstimmen, in welchen Eigenschaften sie von allen übrigen Individuen abweichen. Der Begriff ist das Endresultat der empirischen Vergleichung; nicht der Anfang, das ursprüngliche Regulativ, um die Empirie zu maassregeln. Aus dem Grunde werden sanguinische Hoffnungen auf Begriffsbestimmungen nie in Erfüllung gehen."

Dr. Hennecke: Vielleicht ist die „spec. Differenz" besser zu definiren?

Baldamus: Ich sehe wohl, wir bringen eine allgemeingültige Definition des „Speciesbegriffs in der Ornithologie" nicht zu Stande, und müssen uns schon zufrieden geben.

Dr. Gloger. Ich meine sehr im Gegentheile: der wirkliche Begriff stehe für uns, wie allenthalben in der Natur, hinreichend fest. Nur dürfen wir nicht verlangen, dass irgend welche allgemeine Begriffsformel uns jemals auch positiv das eigenthümlich specifische Wesen irgend einer besondern Vogelart, oder negativ ihre „Differenz" von der oder jeder anderen Species angeben und mithin sagen solle, ob sie von dieser anderen wirklich verschieden (ihr „wesensungleich") sei! Das hiesse etwas rein Unmögliches verlangen. Ist man ja doch gerade erst neuerlich wieder sehr in Zweifel darüber gerathen, wie man gewisse niedere Thiere und Pflanzen von einander unterscheiden und für welches von beiden man sie halten solle. So unsicher ist durch neuere Untersuchungen sogar die sonst für bestimmt gehaltene Grenze zwischen den beiden organischen Reichen jetzt geworden: und noch dazu trotz aller Mikroskope, oder vielmehr eben durch die Mikroskope. Wie könnten wir da erwarten, dass irgend ein Mensch im Stande sein werde, uns zu sagen: an was man in der befiederten Klasse des Thierreiches jede beliebige Species Ein- für allemal von jeder noch so nahe verwandten anderen solle unterscheiden lernen?— Geben wir also jeden Wunsch hiernach auf. Dann wird von selbst auch jede weitere Frage nach ihm ruhen.

Prof. Blasius legt nun eine Reihe von *Sitta caesia* bis *uralensis* auf und zeigt, dass die Extreme zwar weit genug von einander stehen, um an eine Artverschiedenheit denken zu lassen, dass sie aber durch die verschiedensten Mittelstufen und Uebergänge von *caesia* durch *europaea*, *L.* bis *uralensis* hin, so mit einander verbunden seien, dass man eine sichere Grenze zwischen diesen „drei Species" nicht zu ziehen vermöge. So verhalte es sich mit vielen andern modernen Arten, die als Extreme der Färbung oder Grösse, wohl gar noch eine oder zwei Mittelstufen dazu, sich als „gute Species" einzudrängen suchten.

Dr. Altum. Man möge ihm erlauben, an dieser Suite *Sitta* die obigen Gesetze in Anwendung zu bringen. „Man entferne die 4 mittelsten. Wie können wir nun, nachdem eine Lücke in die vorhin untheilbare Suite gekommen ist, urtheilen, ob die übrig gebliebenen Extreme artlich gleich sind? Sehen Sie, m. H., diese zurückgebliebenen weisen noch in ganz bestimmter Weise auf einander hin; die Lücke, die uns materiell durch die Entfernung der Mittelfärbungen entstanden ist, können, ja müssen wir verstandesmässig als wenigstens ergänzbar, (wenn auch vielleicht in rerum natura nirgends wirklich ergänzt), denken. Es sind die Exemplare des einen Extrems in den etwas verschiedenen Färbungen nichts anders

als die Weiterbildung des anderen Extrems, wie es auch hier in einigen Stufen andeutend schon vorgebildet ist; eine Weiterbildung, sage ich, hier von den weissbäuchigen anfangend, oder eine Rückbildung, wenn ich von den braunen beginne. Es kommt kein qualitativ anderes Moment hinzu, sondern es ist bloss eine quantitative Steigerung oder Verminderung.

Baldamus. Herr P. Brehm hat die Güte gehabt, eine grosse Menge interessanter Bälge aus seiner grossartigen Sammlung mitzubringen. Wollen wir sie nicht ansehen, und ihm Gelegenheit geben, seine Ansichten, z. B. an der reichen Falkensuite da zu entwickeln?

(Allgemeine Zustimmung.)

Dr. Gloger will zuvor noch einige Worte über wirkliche „Racen," mit Anwendung auf mehrere europäische Arten, bei welchen eine deutliche Neigung zu „Racenbildung" vorhanden sei, einschieben.

Worin diese bestehe — nämlich in dem Festhalten der Individuen an zwei Färbungs-Extremen, also mit Vermeidung einer Bildung von Mittelstufen — sei bereits erörtert. Vorhanden aber sei diese Neigung, zunächst, und wie schon der selige Faber gezeigt habe, bei den kleineren Raubmöven- (*Lestris*-)Arten, wo sie darin bestehe, dass es neben den gewöhnlichen Individuen mit weissem Bauche auch solche mit brauner Unterseite gebe, die also fast einförmig russfarbig aussehen. Ferner: bei der gemeinen Krähe, in deren Erscheinung als „Raben- und Nebelkrähe;" drittens, und zwar in ganz entsprechenden Färbungen, bei der weissen Bachstelze als gewöhnliche *Motacilla alba* und sogenannte „*M. Yarrellii*.

Schon in den ersten zwei oder drei Fällen, nämlich, bei eben so vielen Raubmöven-Arten, noch mehr jedoch in den beiden anderen Fällen, bei den Krähen und Bachstelzen, sei in dem einen der beiden Extreme, dem dunklen, eine Verwandtschaft oder Racenbildung mit dem Melanismus nicht zu verkennen; und letztere zeige namentlich bei den Säugethieren, wo er sehr viel häufiger (in freiem Zustande) vorkomme, als bei Vögeln, einigen Hang dazu, in gewissem Grade auch wohl klimatisch aufzutreten. Umgekehrt sei dieser „Hang" unter den Vögeln bei der Bachstelze und Krähe offenbar weit stärker, als man ihn bei irgend einem Säugethiere kenne. Denn es gebe kein Land und kein Klima, wo z. B. melanitische Individuen des gemeinen Fuchses, Wolfes, Bären, oder solche von Hamstern, Eichhörnchen und Rehen etc. so häufig wären, wie es die Rabenkrähe für manche Landstriche Europa's, oder „*Mot. Yarrellii*" für England sei. Aus dem Klima allein werde sich also die „Racenbil-

dung". wahrscheinlich nie erklären lassen, auch nicht oder kaum unter Beihilfe der sich allerdings von selbst aufdringenden Annahme: dass alle Racenbildung auf einer besonderen, specifisch-eigenthümlichen und feinen Empfänglichkeit des Organismus beruhe, sich bereits in Folge sehr geringfügiger Abweichungen der mitwirkenden äusseren Verhältnisse für je eines der specifischen Extreme zu entscheiden.

Je mehr aber der Grund hierzu physiologisbh räthselhaft erscheine, um so weniger dürfe man die Thatsachen an sich vernachlässigen, oder sie verkennen und speciesmacherisch-falsch deuten. Bei den Raubmöven sei Letzteres, glücklicher Weise, Niemandem eingefallen; um so gebräuchlicher aber sei es leider noch bis heute bei sehr Vielen in Betreff der Bachstelzen und Krähen. Und doch könne gerade bei den Krähen offenbar Nichts deutlicher sein, als: dass sie eben keine „besondere Arten" sein können. Dies zeige schon ihr, so überaus häufiges Verpaaren mit einander in allen Ländern und Landstrichen, wo man sie bisher irgendwie neben einander wohnend angetroffen habe. Und wiederum für jeden einzelnen solchen Verpaarungsfall beweise es der Umstand, dass nur höchst selten eines der Jungen ein Farben- und Zeichnungs-Mischling werde: indem fast immer wieder bloss reine Nebel- und Rabenkrähen daraus entstehen. Umgekehrt würden ja aber, wenn die Eltern verschiedene Arten wären, ihre Jungen gerade sammt und sonders (ohne jede Ausnahme) entschiedne Mitteldinge zwischen beiden werden müssen. Denn in diesem Falle würden ihre Jungen Bastarde sein; eben „Bastarde" aber sehen bekanntlich nie und nimmer bloss Einem von beiden Eltern gleich, sondern stets beiden in gleichem Grade ähnlich. Das liege auch so in der Natur der Dinge, dass es gar nicht anders sein und gar keine Ausnahme erleiden könne; viel weniger, dass es sich hier geradezu umkehren sollte! Ferner würden ja zwei wirkliche Arten, die sich so häufig mit einander verpaarten, eine ganz besondere Neigung hierzu besitzen müssen, die ihnen dann, wie all' ihre sonstigen Eigenschaften, nur von der Natur selbst verliehen sein könnte. Und in der That habe man sich theilweise zu der seltsamen Ansicht verirrt, den vermeintlichen beiden Krähenarten eine solche Neigung ausdrücklich zuschreiben zu wollen. Das hiesse aber, der Natur selbst eine gröbliche Absurdität zuschreiben. Denn nachdem sie, wie wir sehen, zum Behufe der reinen Forterhaltung aller wirklichen Arten das allgemeine Gesetz gegeben habe, dass Bastarde unter sich ganz unfruchtbar sein und sogar im Falle einer Wiederverbindung mit Individuen von einer der beiden reinen Stammarten bloss

ausnahmsweise zeugungsfähig werden sollen: so würde sie ja zwei solchen Arten, denen sie eine „Neigung zur Verpaarung“ und Vermischung beigelegt hätte, recht eigentlich den Trieb eingeflösst haben, einander hierdurch beiderseits allmählich selbst zu vernichten! Was hätte denn aus zwei solchen „Arten“ werden sollen, wenn sie Jahrtausende lang einer so verkehrten Neigung folgen sollten, überall, wo sie neben einander wohnten, durch Erzeugung von Bastarden unfruchtbare Individuen in die Welt zu setzen? — Auf solche Ungereimtheiten sei man verfallen, um schlechte Arten aufrecht zu erhalten, damit man dann wieder andere, meist noch viel schlechtere auf diese erstere zu stützen versuchen könne!

Umgekehrt jedoch, entspreche das fortgesetzte Wiederentstehen der beiden reinen Farbenextreme, selbst aus der geschlechtlichen Vermischung beider, ebenso dem, gerade bei den Krähen sehr entschiedenen Hange zu Racenbildung, wie es jeder specifischen Verschiedenheit derselben und dem ganzen Wesen von Bastard-Erzeugungen widerspreche. Weniger entschieden sei dieser Hang bei den Bachstelzen, so ähnlich beiderseits die Racenfärbung auch sei. Dies hänge aber hier wohl mit der doppelten Mauser zusammen, welche die Racenbildung nur am Sommerkleide rein hervortreten lasse.

Eigenthümlicher Weise hänge dieselbe aber zum Theil auch mit dem Geschlechte zusammen. In den Gebirgen von Süd-Oesterreich z. B., wo Nebelkrähen im Sommer zu den Seltenheiten gehören, sollen, einem neuen Berichte von dort her zufolge, die Weibchen gemischter Paare stets oder fast immer Nebelkrähen sein. Auf der Insel Ceylon gebe es, wie Layard versichere, von der bekannten melanitischen „Race“ der Haushühner, dem sogenannten „Mohrenhuhne“, ebenfalls bloss Hennen. Nur bei ihnen seien Kamm und Kehllappen, Füsse, Leibes- und Knochenhaut schwarz; bei Hähnen dagegen entweder gar nicht oder nur in geringem Grade. Layard verweise daher bei diesem Anlasse mit Recht auf den bekannten und seit Jahrhunderten als merkwürdig betrachteten Umstand, dass auch die sogenannten „dreifarbigen Hauskatzen“ immer nur weiblichen Geschlechts, aber nie (oder fast nie) Kater seien. Das könne sich auch bis heut noch kein Physiolog erklären. Gleichwohl stehe es thatsächlich so fest, wie irgend Etwas.

Bei Säugethieren gehe die Racenbildung, wie schon bemerkt, noch weiter, als bei den Vögeln. So u. a. beim Eisfuchse, *Canis lagopus*, den bereits Faber in dieser Beziehung den Raubvögeln theils zur Seite, theils gegenüber gestellt habe; denn bei diesem vernichte in dem einen

Falle die Racenbildung sogar die sonstige Neigung der Species, ein weisses Wintergewand anzulegen. Nämlich bloss die gewöhnliche Race von ihm, welche den gewöhnlichen (weissbäuchigen) Raubmöven entspreche, indem sie im Sommer oberwärts braungrau, unterhalb dagegen weiss aussehe, werde im Winter überall weiss. Die einförmig russfarbige aber, die also der braunbäuchigen Raubmöve entspreche, bleibe Winter und Sommer hindurch einfarbig dunkel. Beide Racen vermischen sich, da sie untereinander leben, stets ebenso ohne Weiteres mit einander, wie beiderlei Raubmöven und wie Raben- und Nebelkrähen; dennoch gehen, noch bestimmter als bei letzteren, aus der Vermischung doch immer wiederum die reinen Racen hervor. Denn Mitteldinge, wie sie bei den Krähen in Europa, wenn auch verhältnissmässig selten, aber doch überhaupt vorkommen und nach Pallas in manchen Gegenden von Sibirien sogar eine sehr gewöhnliche Erscheinung bilden, seien beim Eisfuchse ganz unerhört und völlig unbekannt.

Sogar in der Pflanzenwelt komme, im freien Zustande, eine theilweise Racenbildung hinsichtlich der Färbung der Blumen vor: nämlich zwei extreme Farben, aber nicht eine mitteninne stehende Zwischenfarbe. Die Leberblume, *Hepatica triloba* (*Anemone hepatica*, Lin.), diese schöne Frühlingspflanze, blühe gewöhnlich schön schmalteblau, jedoch nicht selten auch pfirsichblüthfarbig, aber nie lilasfarbig; und keiner gärtnerischen Kunst, die eine ganze Anzahl gefüllter wie ungefüllter, heller, dunkler und weisser Abänderungen erzielt habe, sei es noch gelungen, die lilasähnliche Mittelfärbung zu erzeugen. Die Gauchheil-(*Anagallis*-) Arten, worunter die nördlich einheimische *A. arvensis*, blühen gewöhnlich mennig- oder fast scharlachroth, nicht selten auch himmelblau, aber nie violett oder sonst in der Mittelfärbung, und die grösseren fremden Arten behalten in den Gärten, wie die unsrigen auf dem Felde, immer nur eine der ursprünglichen Racenfärbungen. Eine gemischte bleibe ausgeschlossen.

Und hiermit hoffe Redner, — wie es freilich auch schon in seinem Werkchen über das Abändern geschehen sei, — klar gemacht zu haben, was Racen seien oder was nicht, und wo man sich also dieses Ausdruckes angemessen zu bedienen habe, oder wo nicht. —

Herr P. Brehm legt sodann eine Suite von Falken vor. „Meine Herren, ich lege Ihnen hier eine Reihe von interessanten Falken vor. Lassen Sie mich jedoch zuvor der Vollständigkeit wegen einige Worte über die eigentlich europäischen Wanderfalken sagen, die ich nicht mitgebracht habe. Sie zerfallen in:

I. Aechte Wanderfalken *(Falcones migratorii veri).*

Die Mittelzehe ist länger, als die Fusswurzel; der schwarze Backenstreif deutlich, bei den meisten gross. Im ausgefärbten Kleide ist der Oberkörper schieferblau mit dunkeln Querbinden, der Unterkörper gelblich, rostgelb, oder gelblichgrau mit braunen Flecken. Im Jugendkleide hat der braune Oberkörper rostgelbliche Federkanten, der gelblichweisse oder weissliche Unterkörper braune Längeflecken. Bei dem kaum flüggen Vogel ist die Wachshaut, nackte Augen-, Fuss- und Zehenhaut bläulich, wird aber bald nach dem Ausfliegen citronengelb.

1. Der ächte Wanderfalke, *Falco peregrinus L. (Falco communis L.).* Er zerfällt in folgende Subspecies, so weit mir solche bekannt sind.

a) *Falco peregrinus cornicum*, Brm. Der Krähenwanderfalke.

Länge 15″ bis 18″ mit rostgelbem Unterkörper im ausgefärbten Kleide und hohem Scheitel, brütet in Deutschland, wandert bis nach Afrika.

b) *Falco peregrinus aljctinus*, Brm. Der Tannenwanderfalke.

Viel kleiner, nur 13½″ bis 17″ lang, mit wenig hohem Scheitel; wandert durch Deutschland bis nach Egypten.

c) *Falco peregrinus griseiventris*, Brm. Der graubäuchige Wanderfalke.

Zwischen a und b in der Grösse mitteninne stehend, 14⅓″ bis 17″ lang, im Alter mit schiefergrauer Grundfarbe am Bauche, in der Jugend stark gefleckt mit grossen Backenstreifen; in Skandinavien, wandert durch Deutschland.

d) *Falco peregrinus leucogenys*, Brm. Der weisswangige Wanderfalke.

Er ist ungefähr so gross, als der zunächst vorhergehende, 14½″ bis 17⅓″ lang, mit weisslichen Wangen, etwas schmalen Backenstreifen und im Jugend- und ausgefärbten Kleide mit kleinen dunkeln Flecken am Unterkörper; er zieht durch Deutschland bis nach Egypten.

Von ausländischen Wanderfalken, so weit sie mir bekannt sind, gehören hierher:

e) *Falco peregrinus melanogenys*, Gould et Brm. Der schwarzwangige Wanderfalke.

In Grösse und Zeichnung den vorhergehenden ähnlich; das

Schwarz unter den Augen bedeckt fast die ganzen Wangen. In Australien.

f) *Falco peregrinus anatum*, Brm.

Von allen vorhergehenden durch den dunkleren, schieferschwärzlichen Oberkörper und das andere Verhältniss der Mittelzehe zur Fusswurzel unterschieden. In Nordamerika.

g) *Falco peregrinus orientalis*, Brm. Der östliche Wanderfalke.

Er ist viel kleiner als alle vorhergehenden, kaum so gross als *Falco Feldeggii*, ihnen aber in der Farbe und Zeichnung ähnlich. Er lebt in Ostindien und steht im Museum zu Mainz.

2. Feldegg's Wanderfalke (*Falco barbarus*, L., *F. Feldeggii*, auct.).

Fusswurzel 17‴, Mittelzehe 21‴, alt mit Rostroth auf dem Hinterkopfe, jung mit hellem Nackenquerband und solchem Längestreif auf dem Vorderkopfe. Ich lege hier 5 Stück vor, ein Paar alte und ein Paar junge Vögel, wie auch ein 1jähriges Weibchen in vollem Uebergange vom Jugend- zum ausgefärbten Kleide.

Das alte Männchen ist auf dem Oberkörper wanderfalkenartig gezeichnet mit rostrothem Hinterkopfe und Nacken, aber dunklem Vorderkopfe; sein Unterkörper ist hoch rostrothgelb, fast ganz ungefleckt.

Das viel grössere alte Weibchen ist auf dem Ober- und Unterkörper dunkler, als das ausgefärbte Männchen, mit weniger weit verbreitetem Rostroth auf dem Kopfe, und grösseren und häufigeren dunkeln Flecken auf dem Unterkörper.

Das Jugendkleid ähnelt sehr dem des *Falco peregrinus leucogenys*, allein das breitere helle Nackenquerband und der Längestreif auf dem Kopfe, wie der ungefleckte Unterbauch, vor Allem aber die geringere Grösse, unterscheiden es auf den ersten Blick von dem des Wanderfalken.

Das 1jährige Weibchen zeigt deutlich, dass diese Falken, wie unsere Wanderfalken, kein mittleres Kleid haben, sondern aus dem Jugendkleide sogleich in das ausgefärbte übergehen.

Feldegg's Falke lebt einzeln im südlichen Europa, soll sogar im Jugendkleide schon in Deutschland vorgekommen sein und wandert bis in das mittlere Afrika hinein. Mein Sohn traf ihn am weissen und blauen Flusse, so weit er südlich gekommen ist, in den Urwäldern an, wo er unsern Wanderfalken, dem er auch im Betragen ganz ähnlich ist, vertritt.

Ich halte diesen Vogel für den ächten Feldeggsfalken, den *Falco peregrinoides*, Temm. und von der Mühle, weil er schon wegen seiner

langen Mittelzehe unter allen Verwandten die meiste Aehnlichkeit mit dem Wanderfalken hat. Auch ist er sehr wahrscheinlich *Falco barbarus*, Gm., L. und *Falco barbaricus*, Briss. Der Erstere sagt von ihm: Syst. Nat. I. p. 272.: F. cera pedibusque luteis, corpore coerulescente fusceque maculato, pectore immaculato, cauda fasciato. Der Ausdruck „Pectore immaculato" passt nur auf diesen Falken und unsern *Falco cervicalis*. Brisson sagt von seinem *Falco barbaricus* in seiner Ornithologia Tom. I. p. 99: „Praecedenti (id est Falconi peregrino) paulum magnitudine cedit. Capite donatur crasso et rotundo. Superne pallide est cinereus ad coeruleum vergens, maculis nigris variegatus. Inferne flavicat et maculis longitudinalibus*) variegatur. Remiges nigricant, oris exterioribus albis. Rectrices sunt cinereo-coerulescentes, septemque taeniis transversis, fuscis striatae.

Diese Beschreibung Brisson's passt durchaus nur auf unsern Feldeggs-Falken; denn die Bezeichnung: „Praecedenti paulum magnitudine cedit" würde ausser ihm nur auf unsern *Falco cervicalis* anwendbar sein, allein die Bestimmung: „Rectrices sunt cinereo-coerulescentes, septemque taeniis transversis fuscis strictae" kann auf unsern *Falco cervicalis*, da er 12 bis 14 Schwanzbinden hat, keine Anwendung finden.

Bemerken muss ich noch, dass Susemihls Abbildung seines *Falco Feldeggii* nicht hierher gehört, — bei ihr ist fast der ganze Oberkopf rostroth und der Unterkörper deutlich gefleckt, — sondern wahrscheinlich unsern *Falco biarmicus* darstellt. Da nun nach dem Gesagten der Name *Falco Feldeggii* ein sehr unbestimmter und spät gegebener ist, schlage ich mit Bonaparte — Revue critrique de l'Ornithologie européenne de Mr. le Dr. Degland — vor, ihm ins Künftige seinen alten Namen *Falco barbarus* wieder zu geben.

Die sehr genaue Beschreibung dieses Falken bitte ich im 1. Hefte dieses Jahrgangs der Naumannia S. 25 nachzulesen; sie ist mit grosser Sorgfalt nach den von mir in Köthen vorgezeigten Exemplaren von meinem Sohne Alfred entworfen.

II. Unächte Wanderfalken *(Falcones migratorii spurii)*.

Die Mittelzehe ist kürzer als die Fusswurzel; der Backenstreif ist klein, bei mehreren im Alter nur angedeutet.

*) Noch kein ganz alter Vogel.

Der Oberkörper ist im ausgefärbten Kleide verschieden gezeichnet, der Unterkörper blassgelb mit braunen Flecken.

Im Jugendkleide hat der sehr dunkle Oberkörper rostfarbige Federkanten und einen solchen Nackenfleck; der gelblich weisse Unterkörper sehr grosse schwarzbraune Längeflecken.

1. Der Nackenfalke, *Falco cervicalis* Mus. Berol. Von Susemihl als *Falco peregrinoides* abgebildet Taf. 9.

Die Fusswurzel ist 24‴, die Mittelzehe 19‴ lang; er ist etwas grösser als *Falco barbarus*.

Beim ausgefärbten Vogel ist der Oberkörper mattschwarz mit schieferfarbigen, auf dem Rücken fehlenden Querbinden und Querflecken, der Unterkörper rostlehmgelb, fast ganz ungefleckt; der Hinterkopf und Nacken rostfarbig mit schwarzen Schaftstrichen. Der schieferfarbige Schwanz hat 12 bis 14 schmale schwarze Querbinden.

Das Jugendkleid ist oben düster schwarzbraun mit wenig bemerkbaren helleren Federrändern, unten rostgelblichweiss oder weisslich mit grossen schwarzbraunen Längeflecken. Im Nacken ein rostfarbiger Fleck.

Dieser Falke ist nicht schwer von seinen Verwandten zu unterscheiden mit einem der ersten Abtheilung kann er wegen der kürzeren Mittelzehe — sie ist 3‴ kürzer als die Fusswurzel — verwechselt werden und in Bezug auf den folgenden *Falco biarmicus* (*Falco lanarius*, Belon.) macht ihn die geringere Grösse, der kleine Schnabel und im ausgefärbten Kleide der wenig verbreitete rostrothe Nackenfleck und der fast ganz ungefleckte Unterkörper hinlänglich kenntlich.

Ich finde nirgends, ausser in der Naumannia Heft I. S. 36 eine ausreichende Beschreibung; aber die oben angeführte Abbildung Susemihl's ist, wenn sie auch Manches zu wünschen übrig lässt, so treu, dass man den Vogel nicht verkennen kann. Er lebt sehr einzeln in Nordostafrika und verirrt sich zuweilen nach Südeuropa.

2. Der südliche Wanderfalke. *Falco biarmicus nobis.* (*Falco lanarius**), Belon et Schlegel.) *Falco Feldeggii* Schl. Pl. col. 470 jun. Susem. Vog. Europ. Taf. 8.

---

*) Ist um desswillen eine unpassende Benennung, weil man unter diesem Namen gewöhnlich einen ganz andern Falken versteht.

Er hat so ziemlich die Grösse des europäischen Wanderfalken denn das Männchen ist 15" 6"' lang und 36" 6"' breit; das viel grössere Weibchen misst 17" 6"' in der Länge und 40" 6"' in der Breite.

Er unterscheidet sich im Alter sehr leicht von allen vorhergehenden durch den fast ganz rostrothen Kopf und Nacken — nur die Hinterstirn ist dunkel — und von den beiden zuletzt beschriebenen durch den weit mehr gefleckten Unterkörper unterschieden.

Im Jugendkleide ähnelt er dem *Falco cervicalis* ausserordentlich, hat aber einen gewölbten Kopf, stärkern Schnabel und einen grösseren Körper, wodurch man die jungen Vögel beider Arten, wenn man sie neben einander sieht, auf den ersten Blick unterscheiden kann.*)

3. Der gefleckte Falke. *Falco tanypterus*, Brm.

Wir besitzen und kennen nur den alten, ausgefärbten Vogel, welcher sich von dem zunächst vorhergehenden, mit welchem er gleiche Grösse hat, sehr deutlich unterscheidet

1) durch den ganz rostlehmgelben Kopf, welcher bei Nr. 2. eine schwarze Hinterstirn hat,

2) durch den sehr schmalen rostgelben, mit schwarzen Schaftstrichen gezierten Backenstreifen, welche bei *F. biarmicus* schwarz und sehr deutlich sind,

3) durch die kleinen Flecken des Unterkörpers und

4) **durch die rostgelben Binden auf dem Mantel.**

Einer der anwesenden Berliner Herren, wenn ich nicht irre, der Herr Dr. Altum, hat mir gesagt, dass sich im königl. zoologischen Museum zu Berlin ein ähnlich gezeichneter Falke aber mit sehr abgetragenem Gefieder befinde. Ueber diesen Vogel sind wir, ich und mein Sohn Alfred, verschiedener Meinung, was, wie die genaue Beschreibung in der schon erwähnten Abhandlung, S. 32 zu finden ist.

---

*) Ich legte in Köthen 4 Stück dieser Falken, ein gepaartes, auf einen Schuss erlegtes Paar und ein Paar junge Vögel vor und erfuhr von Blasius, dass er einen jungen Falken dieser Art aus Osero in Dalmatien erhalten habe. Eine sehr genaue Beschreibung von ihm steht Naumannia 1856, Heft 1, S. 29.

Brehm.

Ausser diesen Falken lege ich der Gesellschaft noch ein gepaartes Paar von *Falco ruficollis* und *F. concolor*, auch einen Jungen von *Falco gracilis* vor.*)

Der Vorsitzende schliesst hierauf die Sitzung gegen 2 Uhr.

Die Zeit bis zum Mittagsessen wurde der Besichtigung des reichen, in einem Nebenzimmer aufgestellten Vorrathes von selteneren Vögeln und Eiern gewidmet, welche Herr Dr. Kjärbölling auch diesmal mitgebracht hatte. Unter den von Herrn Naturalienhändler E. Klocke aus Dresden vorgelegten Bälgen erregten die von *Emberiza aureola* (3 St.), *rustica* (2 St.) und *Limosa Terek* (alt und ganz jung) und unter den Eiern die von eben genannten (17 St.) und den beiden andern Arten besondere Aufmerksamkeit.

An dem Diner hatten sich viele Gäste aus Köthen und seiner Umgegend, auch Damen, betheiligt. Herr und Frau Geheimrath Fels aus Köthen, welche dem Prinzen *Ch. L. Bonaparte* und dessen Begleitung mit seltener und von den liebenswürdigen Gästen dankbar angenommener Gastfreundschaft bei sich aufgenommen, führten nach 2 Uhr den Fürsten Gabrielli aus Rom nebst Gemahlin, Prinzess Augusta, der vierten, eben vermählten Tochter unseres grossen Naturforschers, in den Speisesaal, wo sie von dem Prinzen empfangen und in seiner freundlichen, herzgewinnenden Weise zu den Herren Prof. Naumann, Brehm, Hennecke und Andern geführt und diese ihnen vorgestellt wurden. Nachdem die ersten Trinksprüche von dem Herrn Amtmann Nette Sr. Hoheit, dem Herzoge Leopold Friedrich von Anhalt-Dessau-Köthen und vom Pf. Baldamus Ih. Hoheiten dem Erbprinzen, der Erbprinzessin und dem Herzogl. Hause gebracht worden waren, folgten andere auf den „ausgezeichneten Gast", auf den Vorstand, die Vorsitzenden, den Secretär, die Geschäftsführer, die reisenden Ornithologen, die aus weiter Ferne gekommenen Mitglieder, die Gäste etc. Die anfangs hier und da fortgesetzte Debatte über den Speciesbegriff und einige andere „brennende" Fragen fanden, wenn nicht ihre Lösung, so doch ihre vorläufige Erledigung in dem Geiste gemüthlicher Tafelheiterkeit.

---

*) Alle wurden mit Freude und Aufmerksamkeit gemustert und von Allen bewundert. Was ich über sie zu sagen hätte, steht Alles in den schon mehrmals genannten Abhandlungen S. 38 bis 44. Brehm.

Nach Tische führten die von dem Amtmann Nette und den anwesenden Gästen freundlichst zur Disposition gestellten Wagen die Tischgesellschaft nach der Besitzung des gastfreien Geschäftsführers, nach dem eine halbe Meile von Köthen gelegenen Wörbzig*). Hier zerstreuten sich die gern gesehenen Gäste bald in den Räumen des Hauses und der Gärten; überall plaudernde, disputirende, singende Gruppen. Der von den Anstrengungen der Reise und seinen fortgesetzten Arbeiten ermüdete Prinz wurde durch einen improvisirten Männerchor aus seinem Schlummer geweckt und lächelte freundlich — wie immer — in den Muthwillen der „jüngeren Ornithologie" hinein, die sich bald darauf in den Saal begab, um nach der Musik des Piano einen „etiquettelosen" Tanz zu wagen. Diese fröhliche, gemüthliche Stimmung erhielt sich bis spät in die Nacht hinein, wo die Gesellschaft, voll Dank für das freundliche Wirthspaar, nach Köthen zurückkehrte.

Köthen, den 4. Juni 1856.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung um $9^1/_2$ Uhr.

Herr P. Brehm, welcher gestern seinen Freund, Herrn Prof. Naumann, nach Ziebigk begleitet hatte, entschuldigt dessen Ausbleiben mit Unwohlsein und bringt ein Stück von einem armstarken Zweige von *Populus cinerea* mit, in welchen *Gecinus viridis* fast einen Zoll tief nach der Raupe von *Cossus aesculi* gemeisselt. Die regelrecht gemeisselte Oeffnung hat aussen 26 MM. Höhe, bei 13 MM. Breite, verjüngt sich nach innen bis zu 19 MM. Länge und 4 MM. Breite, und trifft ziemlich die Mitte der im Kerne sitzenden Raupenhöhlung. Die Raupe ist wahrscheinlich unzerstückt aus dieser Höhlung hervorgezogen worden. Diese befand sich in einer Höhe von 18 bis 20 Fuss vom Boden.

Der Herr Vorsitzende zeigt an, dass Herr Arnoldi aus Gotha, der Verfertiger des vortrefflichen Obstkabinettes, einige Vogeleier als Probe ausgelegt. (Diese werden als vortrefflich nachgebildet und zu dem angegebenen Zwecke [als Surrogat beim Unterrichte in Gymnasien etc. zu

*) Auch schon Tags zuvor hatte mein ausgezeichneter Kollege die bis dahin angelangten Mitglieder der Versammlung zum Diner nach Wörbzig abgeholt.

Der zweite Geschäftsführer.

dienen] vollkommen ausreichend anerkannt und empfohlen. Natürlich sind sie zu rein wissenschaftlichen etc. Studien nicht zu gebrauchen.)

Herr Conservator Martin bringt nun der Versammlung die freundlichsten Grüsse des Herrn Geheimraths Prof. Dr. Lichtenstein, der leider und zum grossen Bedauern der Versammlung durch Amtsgeschäfte gehindert wurde, an derselben Theil zu nehmen. Den für heute angekündigten Vortrag über Sammlung und Aufstellung der höhern Thierklassen verspricht Herr Martin auf morgen.

Der Herr Vorsitzende eröffnet hierauf die Fortsetzung der gestern abgebrochenen Debatte, welche Se. Hoheit Prinz Charles-Lucien Bonaparte durch Mittheilung seiner Ansicht über Species einleitet.

Pf. Baldamus wird vom Herrn Vorsitzenden aufgefordert, diese auszüglich in deutscher Sprache zu geben, erklärt indess, dass sie sich nicht wohl im Auszuge werde geben lassen und bittet um einige Zeit zum Uebersetzen. (Wir geben die Uebersetzung des Zusammenhanges wegen gleich jetzt und zwar nach einer spätern Umarbeitung des Herrn Verfassers.)

Ueber den Speciesbegriff.

Willkür und Gesetzlosigkeit sind die schlimmsten Erscheinungen, und besonders unerträglich im Gebiete der Wissenschaft.

Und doch gerade sie herrschen in dem schönsten Zweige der Naturkunde; denn in willkürlicher und gesetzloser Weise ist die Mehrzahl der modernen Species aufgestellt und nach der Laune des Begründers „Species", „Race" oder „Varietät" genannt worden. Dieser Zustand der Dinge muss aufhören!

Eigentlich erst seit Linné hat die Bestimmung der lebenden Species, wie sie jetzt gilt, eine feste Basis gewonnen. Die der verschiedenen Typen von Arten, welche in den einzelnen geologischen Epochen untergegangen, wird künftig den Haupttitel des Ruhmes unseres unsterblichen Cuvier bilden. Der Vergleichung dieser beiden Kategorien von Species, und gleichsam der Beurkundung ihrer Abkunft (filiation) widmet sich so eben in Amerika einer der grössten lebenden Naturforscher, Agassiz.

Aber vor Allem wird man uns fragen: Was ist Species? und darf man besonders ihre Beständigkeit oder ihre Veränderlichkeit annehmen? Die erste Annahme aufrecht erhalten wollen, wäre nichts Anderes als eine Absurdität, und zwar eine Absurdität, die auch den in

der Wissenschaft am wenigsten Bewanderten einleuchten muss. Die zweite Annahme, unerklärt und unbegrenzt, würde aus der Wissenschaft ein Chaos machen, dem Niemand nahe zu kommen wagen würde.

Sprechen wir es denn aus mit einem der hellsten Geister unseres Jahrhunderts, mit Prof. Isidore Geoffroy St. Hilaire, dass „die Charaktere der Species weder absolut beständig, noch unbegränzt veränderlich sind. Sie sind beständig für jede Species, so lange sich dieselbe inmitten gleicher Verhältnisse fortsetzt (perpetue). Sie modificiren sich, wenn die Umstände sich verändern."

Sind die Verhältnisse permanent, so sind es die Species auch. Die erhaltende Kraft wirkt allein mit aller Macht. Die modificirende Kraft kann nicht anders gegen sie ankämpfen, als indem sie die die Species umgebende Welt verändert.

Daher die sehr scharfen Grenzen der Abänderungen (variations) bei den in Freiheit lebenden Thieren.

Daher auch die ausserordentliche Variabilität der domesticirten Thiere. Die Racen, meistentheils geographisch, erkennt man an den Modificationen, welche mehr oder weniger mit den Umständen vorübergehen, die sie hervorgebracht haben und die gewöhnlich von der graduellen Verbreitung — in Folge der Vermehrung der Individuen — ferner von den mehr oder weniger beträchtlichen Verschiedenheiten des Aufenthaltes, des Klima, der Nahrung und selbst der Lebensweise abhangen. Aber diese Racen, so scharf abstechend sie auch sein können, verschwinden doch mit, oder existiren wenigstens nicht lange nach dem Aufhören der Verhältnisse, welche sie erzeugt haben. Ihre zeitweilige Existenz kann nicht besser als mit der der Basturde verglichen werden, welche, obwohl fruchtbar, sich doch nicht regelmässig fortpflanzen, oder verschwinden, indem sie zu einer der Arten, von denen sie abstammen, durch die Wirkung wiederholter Kreuzung zurückkehren. Die Uebergänge zwischen den verschiedenen Racen und ihren Typen sind die besten Beweise, welche wir liefern können, um jene vorgeblichen Species unter die Racen zu verweisen, mit denen sich der wahre Zoolog trotzdem nicht minder eifrig beschäftigen wird.

Wenn unsere Behauptungen der Beweise bedürften, so würden uns unsre Hausthiere, — welche wieder wild und typisch werden, nachdem sie so grosse Verschiedenheiten durchlaufen haben, dass sie in der Natur generisch sein würden, — deren unumstössliche in Menge liefern.

Und nach diesen Beispielen, die wir täglich vor Augen haben, und die man — man müsste denn blinder sein als Homer — sehen muss: Wer kann noch zweifeln an der Abstammung der Species, welche sich augenscheinlich durch die Zeitalter und die Umwälzungen unserer Erdkugel hindurch modificirt haben? Die absolute Beständigkeit der Species, wir wiederholen es, ist ungereimt, und nur indem sie diese Ungereimtheit zur zweiten Macht erheben, können die Anthropologen, welche sie aufrecht erhalten, mit uns über den gemeinschaftlichen Ursprung der verschiedenen Menschenracen sich einigen. Wird man unserer handgreiflichen Doktrin von der „begrenzten Veränderlichkeit" die Lehre von den successiven Schöpfungen und die sogenannte Translations-Theorie entgegenhalten? Und die früheren untergegangenen Thiere, von denen wir noch überall Analoga erblicken, sollten sie alle ohne Nachkommenschaft verschwunden sein? Nein! Sprechen wir es mit der Eindringlichkeit der Ueberzeugung aus: die Krokodile, die Elephanten, die Rhinoceros der Vorwelt sind die Voreltern derjenigen, welche sich in unserer Epoche fortpflanzen, und sie würden nicht mehr existiren können ohne die wechselnden Modificationen, welche ihre Organisation infolge der Verhältnisse erleiden musste, die für ihre Nachkommen zur zweiten Natur geworden sind. Und ich sage wechselnde Modificationen, weil es evident ist, dass die Zahl der Species die Tendenz der Zunahme nicht der Abnahme hat.

Eben desshalb finden wir, bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, die Definition des Speciesbegriffes von Prof. Isid. Géoffroy St. Hilaire vortrefflich: „Species ist eine Zusammenfassung oder eine Reihenfolge von Individuen, charakterisirt durch eine Gesammtheit von unterscheidenden Zügen, deren Vererbung bei der jetzigen Ordnung der Dinge natürlich, regelmässig und unbegrenzt ist!"*) Und wir wiederholen sie hier in der Hoffnung, dass sie, sanktionirt durch die hohe Autorität des deutschen Ornithologen-Congresses, wenigstens als Führer dienen möge für die Anerkennung der guten Vogelspecies und die Verbannung der schlechten aus dem Kataloge der Wissenschaft."

Past. Brehm legt nun seine ausgezeichneten Suiten von *Anthus* vor, denen Prof. Blasius eine Reihe von den von ihm mitgebrachten hinzu-

*) „L'espèce est une collection ou une suite d'individus, caracterisés par un ensemble de traits distinctifs, dont la transmission est naturelle, régulière et indéfinie dans l'ordre actuel des choses!!"

fügt. Ersterer knüpft daran folgende Mittheilungen.“ Ich lege der Versammlung zunächst vor:

A. Die Stelzenpieper, Corydalla, Vig.

Bonaparte hat die Brachpieper unter dem Sippennamen *Agrodoma* wegen des kürzeren Nagels der Hinterzehe, welcher bei den eigentlichen Stelzenpiepern einen langen Sporn bildet, von ihnen getrennt. Allein diese Sippe steht aus dem Grunde auf sehr schwachen Füssen, weil unsere *Corydalla orientalis*, welcher Niemand den Charakter eines Stelzenpipers absprechen wird, einen wenig ausgebildeten, meine *Corydalla campestris arenaria* hingegen einen ziemlich entwickelten Sporn besitzt. Die letztere verbindet die Brachpieper mit den Stelzenpiepern, und die *Corydalla orientalis* diese mit jenen. Beide Vögel setzen also den Systematiker, welcher diese Pieper in 2 Sippen aufführen will, in grosse Verlegenheit, weil er nicht weiss, zu welcher Sippe er sie rechnen soll. Von diesen Piepern lege ich vor:

I. Aechte Stelzenpieper. Corydallae proprie sic dictae.

1) Richards Stelzenpieper, *Corydalla Richardi*, Vig. (*Anthus Richardi*, Vieill. *Anth. rupestris*, Ménét.) Unsern Brachpiepern ähnlich aber viel grösser, mit deutlich ausgesprochenen dunkeln Längeflecken auf dem Oberkörper und am Kropfe, durch welche er sich dem Baumpieper in der Zeichnung nähert; mit sehr ausgebildetem Sporn. Die beiden äusseren Steuerfedern fast ganz weiss. In Südspanien, Südfrankreich, Italien und auf dem Zuge auf Helgoland. Seine Subspecies kenne ich noch nicht.

2) Der östliche Stelzenpieper, *Corydalla orientalis*, nobis. Merklich kleiner als Nr. 1., auf dem Oberkörper rostgelblichgrau, an den beiden äussern Steuerfedern rostgelb mit kleineren Füssen und kürzerem Sporn. Im Winter in Nordostafrika.

3) Hasselts Stelzenpieper, *Corydalla Hasselti* auct. Kleiner und auf dem Oberkörper grauer als Richards Stelzenpieper, mit auffallend langem Sporn. Auf Java.

II. Unächte Stelzenpieper. (Brachpieper.) Corydallae haud proprie sic dictae. (Agrodroma, Bp.)

Ihre Fusswurzel und ihr Sporn ist kürzer, als bei den eigentlichen Stelzenpiepern.

1) Der Sandbrachpieper, *Corydalla arenaria*, Brm. Langer Sporn, durch welchen er sich an die eigentlichen Stelzenpieper an-

schliesst. Zeichnung wie unsere Brachpieper, mit rostgelblichem Anflug an dem Ober- und blassgelblichem auf dem Unterkörper. Auf den Sanddünen Hollands.

2) Vierthalers Brachpieper, *Corydalla Vierthaleri*, nobis. So gross wie ein Seidenschwanz, also der grösste aller bekannten Pieper, oben gelblich erdgrau, dunkler gewässert, unten rostgelblich weiss; eine sehr gute Art; im Winter in Nordostafrika.

Die folgenden bilden die Art:

3) *Anthus campestris*, Bechst. a) Der dünnschnäblige Brachpieper, *Anthus campestris tenuirostris*, Brm. Der grösste unter den folgenden Brachpiepern, aber viel kleiner als *Corydalla Vierthaleri*, mit sehr langem dünnen Schnabel, schlankem Körper und etwas ins Rostgraugelbe ziehenden Oberkörper; in Griechenland.

b) Der schlanke Brachpieper. *Corydalla campestris gracilis* Brm. Dem a) ähnlich, mit nur mittellangem Schnabel; auch in Griechenland.

c) der Feldbrachpieper, *Corydalla campestris arvensis*, Brm. Einige Linien kürzer, als b, auf dem Oberkörper erdgrau, nicht ins Gelbgraue ziehend, mit starkem mittellangem Schnabel. Brütet in Norddeutschland und wandert durch Mitteldeutschland.

d) Der starke Brachpieper. *Corydalla campestris robusta*, Brm. So gross, wie der zunächst vorhergehende, stark von Körper und Gliedern, mit längerem Schnabel und ungeflecktem Kropfe. In Norddeutschland.

e) Der gestreifte Brachpieper. *Corydalla campestris striata*, Brm. Dem von d) ähnlich, aber mit einem mit vielen Längestreifen besetztem Kropfe. Er brütet in der Umgegend von Leipzig.

f) Der wahre Brachpieper. *Corydalla campestris vera*, Brm. Merklich kleiner und besonders schlanker als e), mit erdgrauem Oberkörper und schlankem Schnabel. Dies ist der eigentliche Brachpieper Bechsteins. Denn er lebt in Thüringen und hier.

g) Der Ackerbrachpieper. *Corydalla campestris agrorum*, Brm. Etwas kürzer als f), auf dem Oberkörper noch etwas erdgrauer, mit kurzem dickem Schnabel; in der Gegend von Renthendorf und in Pommern.

h) Der nordische Brachpieper. *Corydalla campestris septentrionalis*, Brm. Kleiner als alle vorhergehenden, auf dem Oberkörper erdgrau, mit dunklern Längeflecken und mit mittelgrossem Schnabel. In Skandinavien.

i) Der bogenschnäblige Brachpieper. *Corydalla campestris subarquata*, Brm. So gross, als g), aber mit etwas bogenförmigem Schnabel; kommt bei Wien, und auf dem Zuge in der hiesigen Gegend vor.

k) Der nubische Brachpieper. *Corydalla campestris rufescens*, Brm. Fast so gross als c), aber viel schlanker und anders gefärbt. Denn der Oberkörper geht so stark in das Rostgraugelbe, dass dieses der Wüstenfarbe nahe kommt. Er wandert durch Nordostafrika.

B. Aechte Pieper. Anthus, Bechst.

I. Baumpieper. Anthi arborei.

Der Nagel der Hinterzehe ist kürzer als sie, und sehr bogenförmig, durchaus kein Sporn. Wir führen die uns bekannten als Baumpieper, *Anthus arboreus*, Bechst. auf. Diese Art wird gebildet durch folgende Subspecies.

a) Der starke Baumpieper, *Anthus arboreus validus*, Brm. Er ist der grösste Baumpieper, bis 6″ 9‴ lang, oben olivengrün lerchenfarben, unten an dem Vorderhalse gelblich, übrigens gelblichweiss, am Kropf mit vielen braunen Längeflecken. Er brütet einige Stunden von Halle.

b) Der Laubholzpieper, *Anthus arboreus foliorum*, Brm. Etwas kleiner als a, aber mit merklich grösserem Schnabel. In den Laubhölzern Mitteldeutschlands.

c) Der Binsenbaumpieper, *Anthus arboreus juncorum*, Brm. Etwas kleiner als der zunächst vorhergehende, mit merklich kürzerm Schnabel. Auf den binsenreichen Schlägen der Nadelwälder Mitteldeutschlands und Schleswigs; wandert bis nach Egypten.

d) Der Grasbaumpieper, *Anthus arboreus herbarum*, Brm. Kaum kleiner als c, aber mit einem viel kürzern Schnabel. Auf den grasreichen Schlägen der Gebirgsnadelwälder, namentlich auf dem Rücken des Thüringer Waldes und den Waldblössen der hiesigen Gegend.

e) Der gelbkehlige Baumpieper, *Anthus arboreus lutei-gularis*, Brm. Das ist ein recht schöner Baumpieper, fast das unter seinen Verwandten, was *Anthus rufigularis* unter den Wiesenpiepern ist. Seine Zeichnung ist im Ganzen schöner, als bei den Verwandten, die Grundfarbe des Unterkörpers gelber und die des Oberkörpers mehr in das Olivengrüngelbe ziehend; allein sein Hauptkennzeichen ist die Kehle; denn diese ist sammt dem Vorderhalse im Herbste und Frühjahre hoch rostgelb. Er streicht selten durch die hiesige Gegend und wandert bis nach Egypten.

f) Der Felsenbaumpieper, *Anthus arboreus saxorum*, Brm. Etwas kleiner als alle vorhergehenden, mit kürzerem Schwanze und dunklerem Oberkörper. Die dunkeln Flecken sind auf ihm grösser, die hellern Kanten aber schmäler, weswegen der Kopf und Oberrücken merklich dunkler als bei den Verwandten ist. Sein Schnabel ist ungefähr so gross, als bei *A. arb. juncorum*, und sein Nagel der Hinterzehe etwas länger und weniger bogenförmig als bei diesem. Herr Maedel in Gotha fand diesen Vogel auf den Felsen der 3 Gleichen bei Erfurt, und ich erhielt ausser diesem noch einen aus der Gegend von Wittenberg, der sich auf dem Zuge befunden hatte.

g) Der kleinschnäblige Baumpieper, *Anthus arboreus microrhynchos*, Brm. Er ist kaum grösser als der zunächst vorhergehende, wie die andern Verwandten gezeichnet und von allen durch seinen winzig kleinen Schnabel leicht zu unterscheiden. Das ist der ächt nordische Baumpieper. Denn er lebt in Scandinavien.

(Die Reihe der vorstehenden Pieper erregte zwar die Bewunderung der anwesenden Ornithologen, veranlasste aber keine besondere Besprechung, anders war es bei)

II. Den Wasserpiepern, Anthis aquaticis.

Sie unterscheiden sich von allen vorgehenden durch die dunkeln Füsse und das doppelte Kleid, von den Brach-*) und Baumpiepern auch durch den langen Sporn der Hinterzehe. Die Weibchen sind wenig oder nicht kleiner als die Männchen; bei den vorhergehenden sind sie stets kleiner. Sie leben in der alten und neuen Welt. Ich lege folgende 5 Arten vor:

1) Den Bergwasserpieper. *Anthus aquaticus*, Bechst. (*Anthus spinoletta*, Bp.)

Bonaparte hat ihn *Anthus spinoletta* genannt, weil er *Alauda spinoletta* Linné's hierher zieht. Allein des Letztern Beschreibung — Syst. Nat. I. 794. A. (lauda) rectricibus fuscis; extimis duabus oblique dimidiato albis. Mandibula superior nigricans, inferior incarnata, pedes fusci, pratensi magnitudine, ultra 7 pollices longa et in humidis nidificans.

In dieser Beschreibung passt auf unsern Wasserpieper nicht:

1) Die Bezeichnung: „*pratensi magnitudine*", weil der Wasserpieper stets viel grösser, als der Wiesenpieper ist.

*) Den Sandbrachpieper, *Corydalla arenaria*, ausgenommen.

2) Die Bestimmung „in humidis nidificans“, wodurch doch offenbar Sümpfe und Moräste, aber nicht die Hochebenen der Gebirge*) bezeichnet werden.

Offenbar hat der Ausdruck „pedes fusci“ unsern grossen Zoologen Bonaparte bestimmt, den Wasserpieper unter Linné's *Alaudà spinoletta* zu verstehen. Da aber Linné's übrige Beschreibung ganz auf den Wiesenpieper passt und dieser, wenigstens in manchen Subspecies zur Brutzeit auch braune Füsse hat: so glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich die *Alauda spinoletta* auf einen meiner Wiesenpieper beziehe. Diese Auseinandersetzung schien mir nothwendig, um mich zu rechtfertigen, wenn ich für unsern Wasserpieper den unzweifelhaften Namen *Anthus aquaticus*, Bechst. beibehalte.

Seine mittlere Länge beträgt $6\frac{1}{2}$''. Die äusserste Steuerfeder hat einen rein weissen keilförmigen Fleck, im Hochzeitskleide ist er oben bräunlich, aschgrau oder schwärzlichbraungrau, dunkler gewölkt; unten grauröthlich oder röthlichgrau, im Herbst- und Jugendkleid oben dunkelolivengrau, dunkler gewölkt, unten schmutzigweiss, am Halse mit braunen Längestreifen. Er lebt im Sommer auf den hohen Gebirgen, im Winter an den Quellen. Es giebt von ihm folgende Subspecies:

a) Der grosse Wasserpieper, *Anthus aquaticus major*, Brm.

Er ist 7'' lang, also ein sehr grosser Pieper, und durch diese Grösse leicht von seinen Verwandten zu unterscheiden. Er kommt sehr selten in den hiesigen Thälern vor, und zwar nur in sehr strengen Wintern.

b) Der Alpenwasserpieper, *Anthus aquaticus alpinus*, Brm.

Etwas kleiner als a) mit mittellangem, starkem Schnabel. Auf den Alpen, namentlich auf den Kärthner, ebenso auf dem Jura; im Winter wie der vorhergehende auf den Erdmannsdorfer Wiesen des Rodathales.

c) Der Winterwasserpieper, *Anthus aquaticus hiemalis*, Brm.

So gross als der vorhergehende, mit langem, sehr dünnem Schnabel. Ich erhielt ihn im Hochzeitkleide aus Witten in Westphalen, im Herbstkleide aus Witten, von dem Thüringer Walde, den Erdmannsdorfer Wiesen und aus der Schweiz.

---

*) Doch: eben die „humida“ der Gebirge, die er stets aufsucht, zumal in der Brutzeit. D. Herausg.

d) Der Uferwasserpieper, *Anthus aquaticus rivalis*, Brm.

Merklich kleiner als alle vorhergehenden, mit ziemlich langem dünnem Schnabel. Im Winter auf den Erdmannsdorfer Wiesen und in Südfrankreich.

2) Der östliche Wasserpieper, *Anthus orientalis*, Alfr. et Osk. Brm.

So gross als der zuletzt beschriebene Wasserpieper und ihm ähnlich gezeichnet, aber dadurch hinlänglich als Art von ihm verschieden, dass er im Hochzeitkleide auf dem Oberkörper deutlich schwarz gefleckt, im Herbstkleide auf demselben hellolivengrün, und deutlich braunschwarz auf dem schmutzigweissen Unterkörper, auf dem Kropfe wenig deutlich grau gefleckt ist. Die äussere Steuerfeder hat einen reinweissen keilförmigen Fleck.

Mein seliger Sohn Oskar schoss diesen Vogel im Hochzeitkleide zu Ende des März 1850 bei Alexandrien und Alfred 3 Stück im Herbstkleide bei Thor, am rothen Meere. Ich bin fest überzeugt, dass er sich auf seiner Wanderung von Asien nach Alexandrien auf eine der südöstlichen griechischen Inseln verirrt. Seine Subspecies kenne ich nicht.

3) Der Felsenwasserpieper, *Anthus obscurus*, Keys. et Blas. *Alauda obscura*, Lath. 1. 2. pag. 294. (1790). *Anthus rupestris*, Nilss.)

Er ähnelt dem Wasserpieper sehr, hat aber gewöhnlich im Herbstkleide auf dem Oberkörper deutlichere dunkle Längeflecken und in jedem Kleide einen **trübweissen** keilförmigen Fleck an der äussern Steuerfeder. Er lebt und brütet an den felsigen Küsten der Nord- und Ostsee, und wandert im Winter nach dem Süden. Er tritt in folgenden Subspecies auf, als:

a) Der langschnäblige Felsenwasserpieper, *Anthus obscurus longirostris*, Brm.

Er ist gross, 6″ 4‴ bis 8‴ lang, und unterscheidet sich von seinen Verwandten durch den langen, sehr schlanken Schnabel. Er brütet an der schwedischen Westküste.

b) Der ächte Felsenwasserpieper, *Anthus obscurus rupestris*, Brm. (*Anthus rupestris*, Nilss. *Anthus immutabilis*, Degl.)

Er ist merklich grösser, als der vorhergehende, hat einen mittellangen starken Schnabel und das Eigenthümliche, dass er selten ein Hochzeitkleid anzieht. Das ist der eigentliche *Anthus rupestris*, Nilss. Ich besitze ein Paar von ihm selbst und kann also über seinen *Anthus rupestris* urtheilen. Es ist aber auch der *Anthus immilabilis*, Degl., denn

seine Beschreibung passt vollständig auf ihn. Selbst der Umstand ist hierbei nicht zu übersehen, dass er gewöhnlich im Herbstkleid brütet. Ich sage offen, dass ich noch keinen *Anthus obscurus rupestris* im Hochzeitkleide gesehen habe. So ist also Degland sehr zu entschuldigen, wenn er diesen Vogel als eine besondere Art, die er aber später zurückgenommen hat, aufstellte; eine gute Subspecies ist sie jeden Falls. Er bewohnt die Küsten der Nordsee. Die meinigen stammen aus Schweden.

c) Der Küstenwasserpieper. *Anthus obscurus littoralis*, Brm.

Der kleinste unter den Felsenwasserpiepern, merklich kleiner als a) und viel kleiner als b), mit ziemlich langem und etwas schlankem Schnabel. Auch er bekommt ziemlich selten das Hochzeitkleid. Unter meinen 4 zur Brutzeit erlegten Vögeln dieser Art trägt nur einer das Hochzeitkleid, die andern haben das Herbstkleid nicht abgelegt. Ich benannte diesen Pieper nach den Stücken, welche der selige Faber auf einer Insel des Kattegat geschossen hatte. Später erhielt ich sie aus Schweden.

Der Umstand, dass nur wenige Felsenwasserpieper ein Hochzeitkleid anlegen — die Wintermauser unterbleibt bei den meisten von ihnen — ist sehr merkwürdig und würde allein schon hinreichen, diesen Pieper als eine besondere Art zu bezeichnen, denn alle die zur Brutzeit erlegten Bergwasserpieper, *Anthi aquatici*, welche ich gesehen habe, trugen ihr Hochzeitkleid. (Ueber die Besprechung, welche die Wasserpieper veranlassten, weiter unten.)

Noch zeige ich von Wasserpiepern vor:

4) Den nordamerikanischen *Anthus ludovicianus*, auct.

Unter dieser Benennung sind wenigstens 2 Subspecies begriffen, nämlich:

a) Der grosse nordamerikanische Waserpieper, *Anthus ludovicianus major*, Brm.

Obgleich ich ihn den grossen genannt habe — er ist dies nur im Vergleiche zu seinem nahen Verwandten — ist er doch nur $6\frac{1}{2}''$ lang, also nicht grösser als die meisten Bergwasserpieper, im Herbstkleide auf dem Oberkörper olivenbraun, mit wenig vortretenden dunkeln Längeflecken, mit einem gelblichen Streifen über dem Auge und 2 hellgrauen, etwas ins Gelbliche ziehenden Querbinden auf den Flügeln. Die Schwung- und Steuerfedern sind schwarz, olivenfarbig gesäumt. Die äusserste grössten Theils, die 2. in einem Spitzenfleck, rein weiss. Der

Unterkörper ist rostgelb, mit sehr vielen schwarzbraunen Längeflecken an dem Kropfe und der Oberbrust. Der Schnabel und die Füsse sind tiefbraun. Er brütet im hohen Norden von Amerika und wandert schaarenweise durch die vereinigten Staaten.

b) Der kleine nordamerikanische Wasserpieper, *Anthus ludovicianus minor*, Brm.

Merklich kleiner als der vorhergehende, denn er ist 1″ kürzer als er; im Herbstkleide auf dem Oberkörper lichter, mit hellgrauen Flügelbinden und mattrostgelben, an dem Kropfe und der Brust, selbst an der Kehle, braun in die Länge geflecktem Unterkörper. Er brütet gewöhnlich, doch nicht immer, in diesem Herbstkleide. Sein Hochzeitkleid hat grosse Aehnlichkeit mit dem der Felsenwasserpieper, ist aber auf olivengraubraunem Grunde kaum merklich dunkler gefleckt mit gelben Augenstreifen und 2 hellgrauen Flügelbinden, schwarzen, olivengrau gesäumten Schwung- und Steuerfedern und röthlichrostgelbem Unterkörper, welcher nur an dem Kropfe, wie den Seiten der Kehle und des Körpers, einige wenig bemerkbare bräunliche Längefleckchen zeigt. —

Dieses Hochzeitkleid ist hier zum ersten Mal beschrieben. Es war, wie auch der Vogel, Wilson unbekannt, denn sein *Anthus ludovicianus*, ist wie die Abbildung deutlich zeigt, die grosse Subspecies dieses Piepers. —

Auch er bewohnt den hohen Norden Amerikas. Einer von diesen beiden hat sich nach Grossbritanien verirrt. Wer sich über den erstern mehr unterrichten will, den verweise ich auf Wilsons prachtvolles Werk, in welchem er im 5. Bande auch abgebildet ist. Endlich gehört noch hierher:

5) Der südamerikanische Wasserpieper, *Anthus chii* auct.

Er ist etwas kleiner, als unsere Bergwasserpieper, *Anthus aquaticus*, und ihnen ähnlich gezeichnet, mit 2 hellgrauen Flügelbinden und kaum bemerkbaren dunklern Flecken auf dem olivengraubraunem Oberkörper, an der äussern Steuerfeder grossen Theils weiss, auf dem Unterkörper trübweiss, am Kropfe mit braunschwarzen, an den Seiten mit braunen Flecken. Der Nagel der Hinterzehe ist sehr kurz, die Farbe der Füsse schwarzbraun. Er scheint kein Hochzeitkleid anzulegen. Sein Vaterland ist Südamerika.

(Die Wasserpieper veranlassten eine sehr lebhafte Debatte, welche ich scherzhafter Weise mit den Namen „der Pieperschlacht“ belegte.

Blasius und Zander hatten mehrere Berg- und Felsenwasserpieper mitgebracht und meinten, es sei kaum möglich, beide Arten richtig zu bestimmen. Ja der erstere, welcher in seinem berühmten Werke „die Wirbelthiere Europas“ beide Arten nach dem verschiedenen Weiss an der äussersten Steuerfeder genau bezeichnet hatte, war jetzt sehr geneigt, sie für eine Art zu erklären. Ich widersprach auf das Bestimmteste und behauptete beide Arten, wenn sie mir vorgelegt würden, nach der äussern Steuerfeder, ohne nach den Etiketten zu sehen, auf den ersten Blick bestimmen zu können. Nun wurden mir eine ziemliche Anzahl dieser Vögel vorgelegt, und die Bestimmung gelang mir bei allen, einen einzigen ausgenommen, welcher mich in Verlegenheit setzte. Dies war ein am St. Gotthard geschossener Pieper, aber kein *Anthus aquaticus*, sondern ganz entschieden ein *Anthus obscurus*. Der Umstand, dass er wirklich vom St. Gotthard stamme, war gar nicht zu bezweifeln; denn Blasius hatte ihn selbst dort erlegt. Ich leugne es nicht, ich wusste nicht, was ich denken sollte. Ich bat mir diesen Vogel, einen wahren Stein des Anstosses, noch ein Mal aus, und bei der genauen Musterung desselben löste sich das Räthsel. Es war ein Herbstvogel und also offenbar einer, welcher von der Küste auf seiner Wanderung nach dem Mittelmeere auf den St. Gotthard gekommen und dort geschossen worden war. Dagegen konnte Freund Blasius Nichts sagen; er behielt sich aber vor, seine Meinung erst dann bestimmt auszusprechen, wenn er mehrere solche Pieper vom St. Gotthard werde erhalten haben. Ich sagte ihm voraus, dass alle dort zur Brutzeit erlegten ächte *Anthi aquatici* sein würden. Der Erfolg wird lehren, ob meine Prophezeiung richtig ist, oder nicht. —

Unter den Felsenwasserpiepern befand sich auch einer von Degland, welche von diesem selbst als sein *Anthus immutabilis* bestimmt war, und mich in der Ueberzeugung bestärkte, dass dieser Pieper mein oben aufgeführter *Anthus obscurus rupestris* ist. —

So endigte denn diese Pieperverhandlung mit der Bestimmung, dass, wenn die Sommerpieper vom St. Gotthard meine Voraussetzung rechtfertigen, der Berg- und Felsenwasserpieper, *Anthus aquaticus et obscurus*, trotz ihrer grossen Aehnlichkeit als zwei Arten feststehen.

Mich würde schon der Umstand, dass die erstere auf den Alpen und den Rücken anderer hoher Gebirge, die letztere aber an den Meeresküsten lebt, dahin bestimmen, beide Vögel als zwei Arten aufzuführen. —)

Zuletzt legte ich noch einige Wiesenpieper vor und zeigte die ausserordentliche Verschiedenheit, welche der

III. Wiesenpieper, Anthus pratensis.

(*Alauda spinoletta*, L., *Al. pratensis*, L., *Alauda trivialis*, ? L.) zeigt. Der Schnabel ist schlank, der lerchengraue Oberkörper zieht mehr oder weniger ins Olivengrüne, der weissliche Unterkörper ins Rostgelbliche, über dem Auge ein heller Streif, auf dem Flügel 2 lichte Querbinden. Der Kropf und die Seiten stark braunschwarz gefleckt; die äussere Steuerfeder zur Hälfte, die zweite in einem keilförmigen Flecken weiss; der Nagel der Hinterzehe ein wenig länger, wenig bogenförmiger Sporn. Er brütet in Sümpfen und Morästen, und erscheint in vielen Subspecies, z. B.

a) Der dänische Wiesenpieper, *Anthus pratensis danicus*, Brm, Er unterscheidet sich von allen Verwandten durch seine Grösse auf den ersten Blick, denn er steht in ihr dem *Anthus aquaticus rivalis* nicht nach. Sein Schnabel ist mittellang und mittelstark, sein Sporn sehr wenig bogenförmig. In Dänemark und auf dem Zuge durch Deutschland.

b) Der nadelschnäblige Wiesenpieper, *Anthus pratensis acurostris*, Brm.

Ein etwas kleiner Pieper mit sehr gestrecktem, äusserst dünnem Schnabel. Auf dem Zuge in Mitteldeutschland, überwintert zuweilen an den offenen Quellen der Erdmannsdorfer Wiesen.

c) Der kleine Wiesenpieper, *Anthus pratensis minor*, Brm.

Ein sehr kleiner Pieper mit mittellangem Schnabel und sehr langem Sporn, im Hochzeitkleide mit rostgelbem Unterkörper; wandert durch Deutschland.

(Die Vorzeigung der anderen, weniger deutlich unterschiedenen Subspecies des Wiesenpiepers versparte ich auf eine andere Zeit.)

Doch lege ich noch vor

2) Den Bergpieper, *Anthus montanellus*, Brm. et Bonde.

Ein Pieper von mittlerer Grösse mit etwas kurzem, über den Nasenlöchern hohem Schnabel, mit mittellangem Sporn und bei Wiesenpieperzeichnung mit so stark gefleckten Kropfe, dass dieser zur Brutzeit beim Männchen einen grossen schwarzen Fleck über der Brusthöhle zeigt. Er ähnelt meinem Morastpieper, *Anthus pratensis stagnatilis*, allein er ist etwas kleiner, hat grössere schwarze Kropfflecken und einen weit kürzern Schnabel. Die Jungen ziehen auf dem Ober- und Unterkörper sehr ins Rostgelbe. Er bewohnt den Bergrücken des Thüringer Waldes, kommt aber auf dem Zuge auch in die Ebenen, ja er wandert im

April zuweilen schon paarweise! — Das ist allerdings ein Pieper, welchen, mit Blasius zu reden, ein Kamel niemals von den Verwandten unterscheiden lernen wird, und dennoch halte ich ihn mit Baldamus und Andern für eine gute Art und zwar aus folgenden Gründen.

1) Bewohnt er ganz andere Orte, als seine Verwandten. Diese leben tief unten am Sumpfe und Moraste, er aber hoch oben auf dem Rücken der Gebirge.

2) Er weicht im Gesange gar sehr von seinen Verwandten ab. Ich berufe mich zum Beweise für diese Behauptung auf das Zeugniss der Ornithologen, welche vor 2 Jahren von Reinhardsbrunn aus mit dem Herrn Förster Bonde unsern Bergpieper an seinem Brutorte beobachtet haben.

3) Legt er ganz andere Eier, als diese.

Die vorstehenden beiden Arten Pieper veranlassten keine Besprechung, wohl aber die beiden folgenden, nämlich:

1) Der rothkehlige Wiesenpieper, *Anthus ruficularis*, Brm.

In jedem Alter treten die schwarzen Längeflecken auf dem Oberkörper so vor, dass die lichte Zeichnung desselben nur in Kanten der schwarzen Federn sichtbar ist. Bei den alten Vögeln ist die Kehle, aber nur diese, bei recht alten Vögeln auch die Seite des Vorderhalses rostroth. Der Schnabel ist kurz. Im Uebrigen hat der Vogel Wiesenpieperfarbe und Zeichnung. Das Jugendkleid kenne ich nicht. Das Herbstkleid unterscheidet sich untrüglich von dem der Wiesenpieper durch die grossen schwarzen Flecken des Oberkörpers.

Dieses erste Herbstkleid geht in Afrika durch eine Wintermauser in das ausgefärbte Kleid über. Da nun die alten rothkehligen Pieper ihr Gefieder im Herbst wechseln: so sehen die einjährigen Vögel mit ihrem frischen Gefieder gewöhnlich schöner aus, als die alten, welche ihr Kleid schon ein halbes Jahr getragen haben. —

Dieser Pieper überwintert in Egypten.

2) Der rothbrüstige Pieper, *Anthus cervinus*, Keys. et Blas. *Motacilla cervina*, Pall. *Anthus pratensis rufigularis*, Schleg.

Dem vorhergehenden ähnlich, aber im ausgefärbten Kleide nicht nur an der Kehle, sondern auch an dem Kropfe und der Brust weinfarbigrostroth. Im ersten Herbstkleide unterscheidet er sich von dem zunächst vorhergehenden nur durch den längeren Schnabel. Er brütet im nördlichen Russland, in Sibirien und in Lappland, überwintert in Egypten und ist auch schon in Deutschland vorgekommen. Auch er trägt sein

erstes Herbstkleid bis in den Februar, dann legt er sein Hochzeitkleid, welches zugleich das ausgefärbte ist, an und trägt es bis an seinen Tod. Im Sommer verschiesst es sehr.

(Blasius war sehr geneigt, die beiden vorstehenden Pieper für eine und dieselbe Art mit dem Wiesenpieper zu erklären. Er behauptete, wenn man den rothen Vorderhals wegdächte, so könnte man keinen Unterschied zwischen *Anthus pratensis et cervinus* angeben. Dem widersprach ich, und wies an 13 Stücken von *Anthus cervinus et rufigularis* nach, dass man selbst an den Vögeln im ersten Herbstkleide die Wiesen-, rothkehligen und rothbrüstigen Pieper auf den ersten Blick erkennen könne. Bei den beiden letztern nämlich ist die dunkle Zeichnung des Oberkörpers, weil, wie schon oben bemerkt wurde, die schwarzen Flecken viel grösser, als bei *Anthus pratensis* sind, weit mehr ausgesprochen, als bei diesem: ja diese Flecken nehmen bei *Anthus cervinus et rufigularis* den grössten, bei *Anthus pratensis* aber den kleinsten Theil der Federn ein.

Da dieses Kennzeichen an allen vorhandenen Stücken nachgewiesen wurde, so war Nichts dagegen zu sagen. Es dient aber auch dazu, um bestimmen zu können, wohin diese Vögel wandern. Von ihm geleitet, kann ich mit Gewissheit behaupten, dass unser *Anthus pratensis* sehr selten nach Egypten zieht. Unter allen von meinen Söhnen dort erlegten und mir zu Gesicht gekommenen Exemplaren dieser Vögel befinden sich nur 2 Stück *Anthus pratensis*, alle andern gehören dem *Anthus cervinus* oder *rufigularis* an. *Anthus pratensis* wählt also einen andern Ort zu seinem Winteraufenthalt, als jene beiden genannten Arten. Auch daraus geht die Verschiedenheit dieser Vögel hervor.

Degland hält diesen Pieper für eine örtliche Varietät von *Anthus pratensis;* denn er sagt in seiner Ornithologie européenne, 1. Vol. p. 423: ce n'est qu'une simple variété locale de l'*Anthus pratensis*, qui ne diffère de cette espèce que par la couleur rougeâtre lie de vin, que la gorge et la poitrine prennent au printemps*) etc. Hier steht er aber mit sich selbst im Widerspruche. Wie kann ein Ornitholog, welcher einen *Anthus immutabilis* aufstellt, einen *Anthus cervinus* als Art stürzen, ohne alle Folgerichtigkeit aufzugeben? Die Beobachtungen unseres ausgezeichneten Blasius beweisen aber deutlich, dass *Anthus cervinus* keine örtliche Varietät — nach meiner Meinung giebt es gar keine solche — von *Anthus pratensis* sein kann, sonst würden beide zur Brutzeit nicht an denselben Orten gefunden. So war nach diesen sehr interessanten Erörterungen *Anthus cervinus* bis jetzt als Art

stehen geblieben, so geistreiche Gegner er auch gefunden hat und wird wohl auch künftig seine Stelle behaupten können.)

Baldamus führt an, dass die Eier von *A. cervinus*, ihre Authenticität vorausgesetzt! so sehr von denen von *A. pratensis* verschieden sind, dass sie schwerlich ein und derselben Art angehören können. Der Unterschied sei „specifisch."

Dr. Altum: Auch *A. arboreus* legt zweierlei total verschieden gezeichnete Eier, die einen sind lercheneier-artig, die andern mit Brand- und Marmorflecken gezeichnet. Sollte nicht *pratensis* auch so verschiedene Eier legen?

Baldamus kennt allerdings kein zweites Beispiel von so abweichender Zeichnung, als sie die Eier von *arboreus* bieten. Er hat aber niemals Eier von *pratensis* gesehen — obschon er deren in Menge aus vielen Localitäten besitzt — welche jene brandfleckenartige Zeichnung haben. Er besitzt deren selbst aus dem hohen Norden, aus denselben Gegenden, woher die Eier von *cervinus* stammen. Eier von *A. pratensis* sind jene von Schrader herkommenden Eier sicher nicht, ob von *cervinus*, das ist nun eben noch die Frage.

P. Pässler zeigt eine Anzahl von Schrader gesendeter Eier von *cervinus* vor, und führt dazu an, dass der Sammler berichtet, *cervinus* niste ganz anders als *pratensis*, an trockenen, höheren Stellen u. s. w.

Prof. Blasius hat keinerlei Unterschied in Lebensweise, Betragen, Stimme etc. gefunden. Auch sah er beide vorgebliche Arten im nördlichen Russland vermischt und, — wie *pratensis* überall — an sumpfigen Stellen. Er fragt, ob der Sammler zuverlässig genug sei, um auf seine Autorität überhaupt Etwas zu geben.

Baldamus zweifelt selbst — seit längerer Zeit — an der Aechtheit dieser Eier, die theils *A. arboreus*, theils *Plectroph. calcarata* angehören. Er wird in diesem Zweifel noch bestärkt durch die von Herrn P. Pässler mitgebrachten Exemplare, deren eines er für ein *Budytes*-Ei und 2 andere für Eier von *Plectr. calcar.* halten will. Dieser Ansicht treten auch, nach genauerer Untersuchung, Dr. Kjärbölling, Kunz u. a. Oologen bei.

Prof. Blasius erklärt, dass auf so unzuverlässige Autorität hin für die Wissenschaft Nichts zu gewinnen sei.

*) Die Unrichtigkeit dieser Behauptung, nämlich dass *Anthus cervinus* nur im Hochzeitkleide vorn roth sei, haben wir oben gezeigt. Brehm.

Baldamus fügt hinzu, dass eben desshalb die Eier von *A. cervinus* bis auf Weiteres als nicht vorhanden anzusehen und also für diese Speciesfrage ohne alle Bedeutung seien.

Der Vorsitzende fordert darauf den Pf. Baldamus auf, bis zur Pause hin den angekündigten populären Vortrag über jagd-, forst- und landwirthschaftlich nützliche und schädliche Vögel zu halten, — s. Beilage Nr. 11. — dem sich nach der halbstündigen Pause, (welche besonders der Besichtigung der schon in der Naumannia erwähnten letzten Vogelsendung des verstorbenen Dr. Richard Vierthaler gewidmet wurde), eine kurze Debatte über diesen Gegenstand anschloss, welche wir des Zusammenhanges wegen gleichfalls in der Beilage geben werden.

Der Herr Vorsitzende bringt sodann die nächstjährige Versammlung zur Sprache. Zunächst den Ort derselben betreffend, so sind zwei Einladungen vom Herrn P. Zander nach Rostock, und vom Herrn Dr. J. Hoffmann nach Stuttgart ergangen. Brieflich schlägt Herr Dr. Hartlaub noch Frankfurt a. M. als geeigneten Ort vor. P. Zander wiederholt seine Einladung, verspricht freundliche Aufnahme und schlägt Herrn Prof. Dr. Röper in Rostock, als Localgeschäftsführer vor, der sich dazu zu erbieten die Güte gehabt hatte. — Nach kurzer Debatte wird Rostock fast einstimmig zum nächstjährigen Versammlungsorte, so wie Herr Professor Dr. Röper zum Localgeschäftsführer gewählt.

Baldamus schlägt nun vor, über den Termin dieser Versammlung gleichfalls wieder abzustimmen, um so mehr, als Herr v. Homeyer einen andern als den diesjährigen Termin (Juli) wünsche. Zugleich legt er die Stimmzettel und Stimmliste der allgemeinen Abstimmung der Gesellschaft auf den Tisch. Diese ergeben folgendes Resultat:

			Eventuell.		
Juni.	Juli.	September.	Juni.	Juli.	September.
42.	7.	4.	4.	20.	10.

Nach längerer Debatte wird Herr P. Zander ersucht, seine Ansicht darüber zu geben; er spricht für den ersten Termin, die erste volle Woche des Juni, welcher darauf mit grosser Majorität angenommen wird.

Der Präsident lässt darauf über die vorgeschlagenen Ehrenmitglieder abstimmen. Es werden einstimmig zu Ehrenmitgliedern ernannt:

1. Se. Hoheit der Erbprinz Leopold Friedrich Franz Nicolaus zu Anhalt.
2. Se. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Stephan Franz Victor von Oesterreich.
3. Se. Hoheit der Grossherzog Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg.
4. Se. Majestät der König Dom Pedro V. von Portugal.
5. Se. Hoheit Dom Louis Philippe, Herzog von Oporto.
6. Mr. le Baron de la Fresnaye zu Falaise, Calvados.
7. „ Charles de Souancé zu Paris.
8. „ le Maréchal Vaillant, Kriegsminister, zu Paris.
9. „ le Prof. Moquin-Tandon, zu Paris.
10. Sir George R. Gray, Esq., Director des British Museum.
11. „ Philip Lutley Selater, M. A. F. Z. S., Oxford.
12. „ William Jardine auf Jardine Hall, Dumfrieshire.
13. „ George Ord, Esq., Präs. der Academie der Wissenschaften zu Philadelphia.
14. „ Spencer Baird, Professor in Washington.
15. Mr. E. Mulsant, Professor etc. in Lyon.
16. „ J. Bourcier, Ex-Generalconsul in Ecuador, in Paris.

Der Sekretär legt zugleich die Antwortschreiben der im vorigen Jahre ernannten Ehrenmitglieder vor. Es sind solche eingegangen von

Sr. Durchl. dem Prinzen Max von Wied,	d. d.	26.	Juli	1855.
Hrn. Edm. De Selys Longchamps,	„	17.	August	1855.
„ Baron Dubus de Ghisignies,	„	19.	„	1855.
„ Marchese Oratio Antinori,	„	7.	„	1855.
„ J. S. v. Gonzenbach,	„	15.	„	1855.
„ Staatsrath Dr. A. v. Middendorf,	„	14.	Januar	1856.
„ Prof. Vilh. Liljeborg,	„	17.	„	1856.

Herr de Selys hat zugleich „fast alle seine ornithologischen Publikationen“, und Hr. Dr. v. Middendorf sein neuestes Werk, die „Isepiptesen Russlands“ der Bibliothek zum Geschenk gemacht. (Das Verzeichniss der einzelnen Nummern im Geschäftsbericht.)

Herr B. von Münchhausen frägt an, ob die weissen Störche überall so verspätet und vereinzelt angekommen und die Brutgeschäfte so unregelmässig betrieben, als er dies in seiner Umgegend zu beobachten

Gelegenheit gehabt? — Man hat dergleichen fast überall beobachtet. Es müssen eine sehr grosse Menge dieser Vögel vielleicht auf ihrem Zuge zu Grunde gegangen sein. Auch aus andern Ländern sind bereits Klagen über das Ausbleiben einer grossen Anzahl kund geworden.

Herr Dr. Lutze aus Köthen zeigt an, dass auf vorher bei ihm einzusendende Bestellung die lebensgrosse, wohlgetroffene Büste J. F. Naumann's, modellirt vom Bildhauer H. Schmitz, zu haben sei, der Gypsabguss zu 5 Thlr., in weissem Marmor ausgeführt zu 50 Friedrichsd'or.

Der sehr renommirte Büchsenmacher Herr F. Berger aus Köthen hatte verschiedene Jagd- und besonders Vogelflinten von zum Theil neuer Construction und vortrefflicher Arbeit ausgelegt, die vielfach versucht wurden und grossen Beifall fanden.

Die Buchhandlung von Paul Schettler endlich hatte die lithographirten Portraits von Prof. Dr. J. F. Naumann und dessen verstorbenen Bruder, Förster Naumann auslegen lassen.

Nachdem der Pf. Baldamus noch eine oologische Sondersitzung für morgen früh 7 Uhr vorgeschlagen, wird die Sitzung um 2 Uhr geschlossen.

An dem Diner — im Saale der Eisenbahn-Restauration — nahmen auch diesmal mehrere Gäste aus Köthen etc. Theil; unter andern Herr Staatsminister v. Gossler, die Herren Geheimrath und Oberlieutenant Vierthaler u. A. — Herr Dr. Lutze lud die Versammelten zu einem Besuche seiner Ateliers für diesen Nachmittag und zu einer Soirée musicale auf Morgen ein. Ein Theil der Ornithologen begab sich zu Herrn Dr. Lutze, während ein anderer die Herzogliche (Naumann'sche) Vögelsammlung besuchte.

Der Abend vereinigte wiederum Alle in dem Saale des „Prinzen von Preussen", wo ein von dem ausgezeichneten K. Sächs. Hofsänger, Hrn. Eilers, zu Ehren der Gesellschaft gegebenes Concert, und später die „übliche Bowle" und des Herrn Vicepräsidenten launige Ergüsse einen Theil der Gesellschaft bis spät in die Nacht zusammenhielten.

Köthen, den 5. Juni 1856.

Präsident Dr. Hennecke eröffnet die dritte Sitzung um $9\frac{1}{2}$ Uhr und lässt den Beschluss fassen, diese letzte Sitzung ohne halbstündige Pause abzuhalten und selbe etwas früher (um 2 Uhr) zu schliessen, weil

manche Mitglieder schon an demselben Nachmittage abzureisen beschlossen hätten.

Herr Pf. Baldamus war durch schmerzliche Familienverhältnisse, zum grossen Bedauern der Versammlung, noch vor Eröffnung der Sitzung zur Abreise veranlasst worden. Dr. Altum vertrat dessen Stelle als Secretair.

Der Präsident theilt zunächst den Inhalt der eingegangenen Zuschriften mit:

1. Ein Brief des Herrn Senator etc. etc. Edm. De Selys-Longchamps in Lüttich, der sein Bedauern ausspricht, wiederum an dem Besuche der Versammlung verhindert worden zu sein, und zwei interessante Arbeiten a) über einige Vögel Europa's, b) Revue der „Recapitulation der Hybriden in der Familie der Anatiden" zusendet. S. Beilage Nr. 2.

2. Vom Herrn Förster C. E. Diezel in Kleinwallstadt „Sendschreiben an die zehnte Ornithologen-Versammlung zu Köthen." S. Beilage Nr. 3.

3. Von Herrn Assessor Grafen Rödern in Breslau „Beschreibung und Abbildung einiger interessanten Eier seiner Sammlung nebst deren Originalen." S. Beilage Nr. 4.

4. Ein Brief des Herrn Dr. A. Hummel aus Kurland, „Beschreibung einer Auerhahn-Jagd in den Sumpfwäldern Kurlands" und „Zugtabellen." Auszüglich in Beilage Nr. 6 a. b.

5. Von Herrn Dr. Assmann in Leipzig, der seit vielen Jahren an einer „umfassenden Ornithologie arbeitet, welche die gesammte Vogelwelt in kurzen Beschreibungen umfassen soll." Er bittet die Mitglieder unter Darlegung seines grossartigen Unternehmens um Unterstützung durch literarische Hülfsmittel. S. Beilage Nr. 8.

Der Vorsitzende ersucht die Versammelten, dieses wichtige Werk durch Zusendung von einschlagenden Schriften an den Herrn Verfasser oder auf irgend eine andere Weise fördern zu wollen.

6. Ein Schreiben des Buchhändlers Herrn J. Baedecker in Iserlohn, betr. die Fortsetzung des Eierwerkes von F. W. J. Baedecker. S. Beilage Nr. 9.

7. Ein Brief des Herrn August von Kubinyi, Direktors des k. k. ungarischen National-Museums in Pesth, meldet den beklagenswerthen Verlust, welchen das genannte Institut und die deutsche Ornithologen-Gesellschaft durch den Anfang Octobers 1855 erfolgten Tod des Kustos etc. Salomon Pétényi*) erlitten.

*) Wir hoffen später den Nekrolog dieses eifrigen Ornithologen liefern zu können. D. Red.

8. Briefe vom Herrn Baron Dubus de Ghisignies aus Brüssel, Pastor Wallengren aus Trolle-Ljungby, H. v. Homeyer u. m. A., welche der Versammlung ihre Grüsse senden und bedauern, dass sie derselben nicht beiwohnen können.

9. Ferner war ein Brief von Herrn Dr. Hartlaub eingegangen, der vorläufig zum Theil vorgelesen wird, da Dr. Altum an einen Passus einige Bemerkungen zu knüpfen wünschte und desshalb hiermit bis nach Erledigung des übrigen Geschäftsberichtes zu warten sich erbeten hatte.

Dr. Hartlaubs Vorschlag, Herrn Phil. Lutley Schlater als Ehrenmitglied aufzunehmen, war schon Tags vorher angenommen; der ferner als Ehrenmitglied von ihm in Vorschlag gebrachte Herr Professor Baird in Washington wird einstimmig als Ehrenmitglied aufgenommen.

Hiernach fordert der Vorsitzende die Versammlung auf, über die im vorigen Jahre schon gemachten Vorschläge definitiv beschliessen zu wollen.

Der erste war der des Herrn Baron König-Warthhausen, ornithologische Beobachtungsstationen betreffend.

Prof. Blasius meinte, der Antragsteller hätte seinen Vorschlag genauer specialisiren müssen; man müsse wissen, was für Verpflichtungen solche Beobachter auf sich nehmen sollten. Der Zug der Vögel und die genauen Notizen hierüber böten einen wichtigen und interessanten Gegenstand hierfür. Auf die Erinnerung des Herrn Dr. Gloger, dass die vielfach errichteten meteorologischen Beobachtungsstationen sehr geeignet wären, auch den ornithologischen Beobachtungen zu dienen, bemerkt Prof. Blasius, dass doch nicht immer Meteorologen und Ornithologen zusammenwohnen würden. Nach einigem Debattiren über das Was der Beobachtung im Einzelnen wird der Meister der Beobachtung, Herr Past. Brehm, ersucht, seine Meinung hierüber gütigst mittheilen zu wollen. Er meint, dass sich gar manche anziehende und sehr wichtige Einzelheit als Gegenstand böte. Man müsse ein Verzeichniss anfertigen, worin namentlich angegeben würde, wann die ersten Vögel jeder Art in einer bestimmten Gegend ankämen, wann der Hauptzug stattfände, wann die letzten, die nordischen, Individuen die Gegend erreichten; in welcher Anzahl sie sich zeigten, in welcher Menge sie blieben, wann sich die Schwärme auflösen, wann das Brutgeschäft begönne, wann die ersten, wann die letzten Jungen ausflögen, wann und in welcher Weise der Abzug sei. S. Beilage Nr. 10.

Der Vorsitzende berichtet noch über die ornithologischen Stationen in Schweden und fügt auch Dr. Hartlaub's Mittheilungen (laut Brief) über derartige Stationen in Belgien bei.

Prof. Blasius will, dass Jeder seine Gedanken darüber in der Naumannia niederlegen, Dr. Hennecke, dass man den Herrn Baron König-Warthhausen um eine bestimmte Erklärung angehen solle. Doch scheine der Gegenstand zu wichtig und interessant, als dass es gut wäre, noch länger mit dessen Ausführung zu zögern; Herr Pastor Brehm habe ja Specialien genug angegeben, die der genauen Beobachtung werth wären; und so wird denn beschlossen, gleich Hand ans Werk zu legen. Sehr bereitwillig melden sich für die Uebernahme solcher Beobachtungen die Herren Pastor Brehm, Past. Zander, Past. Pässler, Dr. Hoffmann, Prof. Blasius, Custos Wiepken, Lieut. v. Münchhausen, Dr. Kjärbölling, Pf. Jäckel, so dass bereits verschiedene Gegenden von solchen Beobachtern vertreten sind.

Der Vorsitzende nimmt nach Erledigung des ersten Vorschlages den zweiten in Angriff, den über gleiches Maass. Nach kurzer Debatte, vorzüglich erregt durch die abmahnende briefliche Bemerkung Dr. Hartlaub's, dass es in der Ornithologie auf Millimeter nicht ankomme, welcher Bemerkung aber Herr Prof. Blasius und mehrere Oologen mit Entschiedenheit zu widersprechen sich veranlasst fühlen, wird schliesslich bestimmt, auf Kosten der Vereinskasse eine lithographirte Tabelle auf Pergament, die alle gangbaren Längenmaasse enthielte, der Naumannia beizufügen. Wer die Naumannia nicht hielte, brauchte auch eine solche Tabelle nicht zu erhalten.

Ueber den dritten zu erledigenden Vorschlag, in ähnlicher Weise, wie die besprochene Tabelle, auch eine Farbentafel anfertigen zu lassen, wird heftig gestritten. Herr Dr. Hartlaub hatte die Anfertigung derselben brieflich befürwortet, jedoch theilten die Anwesenden seine Ansicht nicht. Prof. Blasius bemerkt, sie sei unpraktisch, da durch Zeit und atmosphärische Einflüsse die Farben mit der Zeit verändert würden; Dr. Altum stimmt bei und fügt noch hinzu, dass die Ausführung zweitens unmöglich sei, verweiset auf einige vor ihm liegende Exemplare einer Lerchensuite Brehms und fragt, wie man diese feinen Farbennüancen auf einer Tafel, schematisch, darstellen wolle? Tausende von Farben würden zur Vollständigkeit nicht ausreichen. Dazu käme noch, dass ganz gleiche Farben durch die verschiedene Textur der Federn ein verschiedenes Aussehen gewönnen. Es sei viel besser, dass man durch

Vergleich sich verständlich mache und die etwaigen Abweichungen von der zum Vergleich gebrauchten Färbung beifügte. Ausserdem sei die Ausführung sehr kostbar. Herr Pastor Brehm billigt die Bemerkungen, er beschreibe wo möglich immer vergleichsweise, rede z. B. von Lerchenfarbe; Jeder wisse dann, welchen Farbenton und Charakter er meine. — Der Antrag wird desshalb als in der Ausführung unnütz, unmöglich und zu kostspielig verworfen.

Nach Erledigung dieser vorjährigen Vorschläge macht Herr Dr. Gloger darauf aufmerksam, dass ein Katalog über das Material der Naumannia höchst wünschenswerth sei. So manche interessante Notiz verkröche sich so zwischen andere Mittheilungen, dass gewöhnlich lange Zeit vergeblichen Suchens erfordert würde, um selbe wieder aufzufinden. Zudem wäre auch ein solches Verzeichniss der Einzelheiten des Ueberblickes wegen sehr willkommen, was das beste Schutzmittel vor Vergessenheit sei. Die Sache wird bei dem stets wachsenden Material als nothwendig erkannt. Herr Dr. Hoffmann bemerkt, dass er schon ein solches Verzeichniss über den Inhalt der ersten drei Bände der Naumannia besitze und stellt selbes sehr bereitwillig der Gesellschaft zur Disposition. Die vollständige (sehr mühsame) Anfertigung wäre sehr zu wünschen. Das zuvorkommende Anerbieten Dr. Hoffmann's wird mit Dank angenommen und die Sache der Redaction zur Ausführung überlassen.*)

Hierauf fordert der Vorsitzende auf zur weiteren Verfolgung des Hauptthemas. Es werden zunächst die Certhien einer längeren Erörterung unterworfen.

Sowohl Pastor Brehm als Prof. Blasius hatten von diesen Vögeln sehr instructive und vollständige Suiten mitgebracht.

Herr Pastor Brehm beginnt: „Meine Herren! Wir haben während dieser Versammlung schon so manche Species begraben, ich will nun auch noch die *Certhia Costae* bestatten. Zuvor aber betrachten Sie diese Suite:

I. Langzehige Baumläufer (*Certhiae macrodactylae*).

Ihre Zehen sind lang, ihr Schnabel ist mittellang oder ziemlich kurz. Auf dem Oberkörper herrscht **das Lohfarbige vor,** ihr Unterkörper ist glänzend milchweiss.

---

*) Spätestens mit dem Schlusshefte dieses Jahrganges soll ein genaues Sachregister der früheren Jahrgänge gegeben werden. D. Red.

Alle diese sind begriffen unter der Art:

Der lohrückige Baumläufer, *Certhia familiaris*, L. *(Certhia scandulosa*, Pall.*)*.

Er zerfällt in folgende Subspecies:

a) Der langzehige lohrückige Baumläufer, *Certhia familiaris macrodactyla*, Brm.

Er hat einen ziemlich langen Schnabel und lange Nägel bei bedeutender Baumläufer-Grösse. Wohnort Mitteldeutschlands Nadelhölzer.

b) Der ächte lohrückige Baumläufer, *Certhia familiaris vera*, Brm.

Der Schnabel und die Nägel sind mittellang, bedeutend kürzer als bei a). Dieser ist die ächte *Certhia familiaris*, L.; denn er lebt in der Nähe von Stockholm, hat aber eine weitere Verbreitung. Ich erhielt ihn, und zwar ein gepaartes Paar, aus Pommern, einzelne aus Kiel und Galizien und fand ihn hier brütend. Er ist in unsern Nadelwäldern der gewöhnlichste Baumläufer. Blasius schoss ihn in der Nähe von Braunschweig und bekam ihn als *Certhia Costae* aus der Schweiz, wenn ich mich in dieser letzteren Angabe nicht irre.*)

c) Der nordische lohrückige Baumläufer. *Certhia familiaris septentrionalis*, Brm. *(Certhia Costae*, Parzudaki. *Certhia Nattereri*, Bp.*)*

Er unterscheidet sich von Nr. 1 und 2 durch die etwas geringere Grösse und den bedeutend kürzeren Schnabel auf den ersten Blick. Er bewohnt die Nadelhölzer Skandinaviens und geht hoch nördlich hinauf, weswegen ich ihn auch *septentrionalis* genannt habe. Er wandert aber auch, und zwar paarweise, durch Deutschland und Galizien. Ob er in unsern Nadelwäldern brütet, kann ich nicht mit Gewissheit sagen. Die beiden gepaarten Paare und die einzelnen, welche ich besitze, sind ausser der Brutzeit geschossen. Diess ist nach meiner Meinung die ächte *Certhia Costae*, welche ich aber schon im Jahre 1831**) unter dem oben stehenden Namen als eine Subspecies von *Certhia familiaris* aufgeführt habe. Ein durch meinen Freund Baldamus erhaltenes, vom Jura***) stammendes Männchen der *Certhia Costae* stimmt in Grösse, Schnabelgestalt und

*) Aus dem Depart. des Basses Alpes. Der Herausg.

**) Siehe mein Handbuch der Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands, S. 210.

***) Ebenfalls aus dem Départ. des Basses Alpes und von Brehm sofort als seine *septentrionalis* erkannt. Der Herausg.

Zeichnung so vollständig mit meinen Stücken der *C. fam. sept.* überein, dass auch der allergeübteste Ornitholog nicht den geringsten Unterschied finden konnte. Dieser Ansicht waren auch alle Anwesenden. Früher hatte schon Sundeval in Stockholm dasselbe behauptet und Jeder von uns Beiden war unabhängig von dem Andern, was der Herausgeber dieser Blätter bezeugen wird, zu der eben ausgesprochenen Ueberzeugung gekommen.

d) Der kurzschnäbelige lohrückige Baumläufer. *Certhia familiaris brachyrhynchos*, Brm.

Er ist etwas grösser als alle vorhergehenden und an seinem kurzen Schnabel sehr kenntlich. Ich erhielt ihn aus Witten, Görlitz und der hiesigen Gegend, aus der letzteren aber nur einmal. Im Winter nähert er sich den Häusern.

e) Der kleine lohrückige Baumläufer. *Certhia familiaris pusilla*, Brm.

Er ist der kleinste mir bekannte Baumläufer, merklich kleiner als die *C. f. sept.*, mit sehr kleinem Schnabel aber lebhafter Lohfarbe auf dem Oberkörper. Gegen den zunächst vorhergehenden gehalten erscheint er wie ein Zwerg. Ich bekam ihn aus Dalmatien und erlegte ihn ein einziges Mal in der hiesigen Gegend. Bemerken muss ich noch, dass er in meinem „Vogelfang" S. 76 irrthümlicherweise mit *C. fam. sept.* vereinigt worden ist, denn dass diese bis Dalmatien herabgehe, glaube ich jetzt nicht mehr. Die *C. f. pusilla* unterscheidet sich von der letzteren auch durch ihre lebhaftere Rückenfarbe.

II. Langschnäbelige Baumläufer. *(Certhiae macrorhynchae.)*

Ihre Nägel sind kurz, ihr Schnabel ist sehr oder doch mittellang; auf dem **Oberkörper herrscht Schwarzgrau vor**, ihr Unterkörper ist trüb-, nie milchweiss. Sie gehen nicht über Deutschland hinauf. Die hierher gehörenden Vögel bilden die Art:

des kurzzehigen Baumläufers. *Certhia brachydactyla*, Brm.

In dieser Art sind folgende Subspecies begriffen.

a) Der grossschnäbelige kurzzehige Baumläufer. *Certhia brachydactyla megarhynchos*, Brm.

Sein Schnabel ist auffallend gross, bis $8\frac{1}{2}'''$ lang; sein Unterrücken, zuweilen auch der ganze Oberkörper, zieht bei schwarzgrauer Grundfarbe etwas ins Lohfarbige. Er bewohnt die Gärten, mit

Laub tragenden Bäumen besetzten Flussufer, Alleen und Laubhölzer des mittleren Deutschlands.

b) Der ächte kurzschnäbelige Baumläufer. *Certhia brachydactyla vera*, Brm.

Er ist etwas kleiner als der vorhergehende, hat auch einen kürzeren Schnabel und Schwanz als dieser und zieht auf dem Oberkörper weniger in das Lohfarbige, spricht also den Charakter dieser Gruppe, die schwarzgraue Grundfarbe des Oberkörpers, mehr aus. Er bewohnt die mit Laub tragenden Bäumen besetzten Orte von ganz Deutschland, namentlich die Gegend von Renthendorf, das ganze Rodathal und einen grossen Theil des Saalethales, die Gegend um Leipzig, Zeitz, Altenburg, Berlin, Potsdam, ganz Pommern, Westphalen, Baiern, lebt auch in Nordamerika etc. und nistet gern in den Höhlungen der Gebäude.

c) Der mittlere kurzzehige Baumläufer. *Certhia brachydactyla media*, Brm.

Er ist etwas kleiner als Nr. 2 und unterscheidet sich von ihm durch den wenigstens um 1‴ kürzeren Schnabel. Er hat gleiche Aufenthaltsorte mit dem zunächst vorhergehenden.

d) Der auffallende kurzzehige Baumläufer. *Certhia brachydactyla paradoxa*, Brm.

Er ist kleiner als alle andern Verwandten dieser Abtheilung, hat auch einen merklich kürzeren Schnabel, aber einen so dunkel schwarzgrauen Oberkörper, dass sich das Lohfarbene nur auf dem Bürzel und auch hier wenig verbreitet zeigt. Er bewohnt Ungarn und kommt in der hiesigen Gegend so selten vor, dass ich nur ein einziges Männchen und zwar am 10. December 1855 hier erhielt:

III. Rostrückige Baumläufer. *Certhiae torso ferrugineo.*

Die Baumläufer dieser Abtheilung haben einen ziemlich grossen Schnabel, kurze gebogene Zehen, eine rostrothe Grundfarbe auf dem Oberkörper, einen stark ins Rostfarbige ziehenden Schwanz und rostfarben angeflogene Seiten.

Ich kenne nur eine Species und Subspecies, diese ist:

Der rothrückige Baumläufer, *Certhia rufi-dorsalis*, Brm. Er ist der grösste von allen europäischen Baumläufern, bis 5″ 10‴ lang und durch seine Gestalt und Farbe sehr ausgezeichnet. Dem Schnabel nach ist er eine *Certhia brachydactyla*. Denn sein Schnabel ist so lang als bei dieser, er misst beim Männchen $7\frac{1}{2}$‴—, ebenso auch nach seinen

kurzen, gebogenen Nägeln; allein seiner Farbe nach hat er mit den kurzzehigen Baumläufern nicht die geringste Aehnlichkeit, denn er ist viel röther als irgend ein langzehiger Baumläufer und unterscheidet sich von diesen nicht nur durch den viel grössern Schnabel, sondern auch durch die rostrothe Grundfarbe des Oberkörpers, welche sich auch ganz deutlich an den Schwung- und Steuerfedern zeigt, die lichte Flügelbinde hellrostroth färbt, auf dem Unterrücken und Bürzel leuchtend vortritt und die Seiten des Unterkörpers rostgrau erscheinen lässt. Die ganze Zeichnung dieses Vogels ist so auffallend, dass er mit keinem andern Baumläufer verwechselt werden kann. Ich bitte alle Ornithologen auf diesen Vogel besonders aufmerksam zu sein. Er stammt aus Westphalen, ist aber dort von meinem theuern Bädecker im Herbste geschossen und auch sehr selten. Denn die andern Baumläufer, welche ich bei meinem Freunde dort erlegt habe, gehören nicht hierher. Die Zukunft muss über diesen merkwürdigen Vogel Aufschluss geben.

Meinen Söhnen habe ich aufgetragen, aus Spanien Baumläufer mitzubringen; wir werden bald sehen, welche Arten dort leben.

Die Besprechung über die Baumläufer wurde sehr lebhaft. Blasius hatte grosse Lust, meine *Certhia brachydactyla* als Art zu bestatten. Ich führte ausser der äussern Verschiedenheit beider Arten noch an, dass *Certhia familiaris* die Nadelwälder, *C. brachydactyla* hingegen die Laubhölzer, Gärten und andere mit laubtragenden Bäumen bedeckten Plätze bewohnen. Dagegen versicherte Blasius, dass dies in den Umgebungen Braunschweigs ganz anders sei. Dort finde man nichts, als laubtragende Bäume und unter ihnen nur einige wenige Kiefern; dennoch seien beide sogenannte Arten Baumläufer vorhanden. Dagegen liess sich allerdings Nichts sagen.

Dann führte er an, dass die Länge des Schnabels kein sicheres Unterscheidungszeichen abgäbe. Denn man finde unter *Certhia familiaris* Vögel mit Schnäbeln, welche an Länge die mancher *Certhia brachydactyla* überträfen. Dies leugne ich durchaus nicht, machte aber bei dieser Gelegenheit auf die Wichtigkeit der Subspecies aufmerksam, dass nur die eine, nämlich die *Certhia fam. macrodactyla*, und zwar im männlichen Geschlechte einen längeren Schnabel hat, als meine *C. brach. media* im weiblichen, oder meine *Certhia brachyd. paradoxa* im männlichen Geschlechte. Die letztere habe ich eben *paradoxa* genannt, weil es auffallend ist, dass sie als *Certhia brachydactyla* einen kurzen Schnabel besitzt. Ueberdiess muss man bei den Baumläufern, deren Männchen stets einen längern Schna-

bei als die Weibchen haben, auf diese Verschiedenheit stets Rücksicht nehmen und deswegen nur die Vögel ein und desselben Geschlechtes von *Certhia brachydactyla* mit denen von *C. familiaris* vergleichen. —

Um meine *Certhia brachydactyla* zu retten, zeigte ich an den mitgebrachten Exemplaren die verschiedene Zeichnung des Ober- und Unterkörpers, und wies darauf hin, dass der letztere bei *Certhia familiaris* blendend-, bei *C. brachydactyla* hingegen trübweiss sei. Blasius entgegnete, dies Kennzeichen sei sehr trügerisch, man finde viele *Certhia fam.* mit unrein-weissem Unterkörper. Das gab ich zu; denn die reiner oder unreiner weisse Farbe des Unterkörpers dieser Vögel hängt von zufälligen Umständen ab. Die Baumläufer schlafen gern in den Schornsteinen, zumal wenn diese, wie in manchen armen Walddörfern, von Holz gemacht sind. Da wird natürlich das Weiss vom Rauche gefärbt. Selbst die Witterung hat auf die weisse Farbe der Baumläufer Einfluss. Ist z. B. der Herbst und Winter kalt und trocken: dann sind auch die Baumstämme trocken oder mit etwas Schnee bedeckt, färben also die daran herumkletternden Baumläufer nicht dunkel, während ihr Weiss bei anhaltend regnerischer Witterung an der nassen Rinde der Stämme schmutzig wird. Um dieses verschiedene Weiss der beiden Baumläuferarten zu erkennen, muss man frisch vermauserte Vögel vor sich haben. —

Mehr Glück hatte ich gegen meinen geehrten Freund und Gegner mit der Hinweisung auf die verschiedene Zeichnung des Oberkörpers der beiden Baumläuferarten, indem die verschiedene Farbe desselben bei *Certhia familiaris* Lohfarbe, bei *C. brachydactyla* hingegen schwarzgrau ist. Dabei ist höchst merkwürdig, dass bei der Subspecies, der *Certhia brachyd.*, welche den kürzesten Schnabel hat, nämlich bei *C. brachyd. paradoxa*, dieses Schwarzgrau am meisten hervortritt, so dass an ihm, wenn die bedeutende Schnabellänge nicht mehr wegweisend ist, auch ein Kamel, um mit Freund Blasius zu reden, beide Arten sicher unterscheiden kann. Die Verschiedenheit der Eier, welche ich angeführt hatte, wollte Blasius in Abrede stellen. Da kamen mir aber die anwesenden Oologen zu Hülfe und versicherten, dass sie die Eier beider Arten auf den ersten Blick mit Sicherheit unterscheiden könnten. Auch machten diese auf die Verschiedenheit im Nestbau beider Arten aufmerksam, und ich führte noch an, dass *C. brachyd.* sehr gern in den Gebäuden nistet, was *C. familiaris* nie thut. Endlich zeigte ich die Verschiedenheit im Locktone der beiden Arten. Blasius gestand, darauf nicht gehörig

geachtet zu haben, aber mehrere Nestflüchter unter den anwesenden Ornithologen stimmten mir sogleich bei, und Jaekel und Kunz versicherten, beide Baumläuferarten schon auf 30 Schritte am Locktone unterscheiden zu können.

So endigte denn diese sehr anziehende Verhandlung über die Baumläufer, und die *Certhia brachydactyla* bleibt trotz den heftigen Angriffen ihres kräftigen und gewandten Gegners auf ihrer, von mir angewiesenen Stelle stehen und freut sich herzlich ihres nunmehr gesicherten Daseins, während die arme *Certhia Costae* todt liegen bleibt. —)

An diese Erörterung Brehms schliesst sich eine lebhafte Debatte.

Dr. Hoffmann bemerkt zunächst, dass er die helleren, silberglänzenden *(familiaris)* stets in Laubhölzern gefunden, die dunklern, granlichen *(brachydactyla)* aber in Nadelhölzern.

Dr. Hennecke: Wir sehen Verschiedenheiten, wir können 2 Reihen dieser Thiere unterscheiden, deren jede noch in den einzelnen Individuen mancherlei Variationen zeigt. Aber nun bitte ich Sie, Hr. Pastor Brehm, um das wissenschaftliche Resultat der entwiekelten Ansicht.

P. Brehm: Ich trenne die *Certh.* in 2 bestimmte Species, in *brachydactyla* und *familiaris;* erstere ist immer im Nadelwald. Ganz bestimmt sind sie durch den Lockton unterschieden, der bei *brachyd.* wie dit, dit, dit, und bei *fam.* ziht, ziht, ziht lautet.

Pfarrer Jaekel stimmt Letzterem unbedingt bei, und kann jede Wette eingehen, am Lockton beide sicher zu unterscheiden. Conservator Tobias und Kunz sind ganz derselben Ueberzeugung.

Prof. Blasius: Ich traf in Laubholz beide an. Wir müssen allerdings 2 Reihen von unsern *Certhien* unterscheiden, nennen wir sie Racen oder wie wir wollen. Aber wie sollen wir ein einzelnes Vögelchen bestimmen? Die Schnäbel können kein Kriterium abgeben, in jeder Reihe finden sich kurz- und langschnäblige Individuen; eben so wenig die helle Farbe des Unterleibs, denn die variirt auch in jeder Gruppe; eher noch wäre die Färbung des Rückens ein Merkmal; aber auch hier kommen Differenzen vor. Die sonstigen plastischen Verhältnisse können ebenfalls keinen festen Anhaltspunkt geben. — (An seiner und Brehms Suite weiset er fortwährend die Belege seiner Behauptungen nach.) — Ich kann, m. H., keine *Certhia* bestimmen, wenn ich nicht beide Gruppen beisammen habe, es fehlt uns an Unterscheidungskennzeichen, durch welche sowohl wir selbst eine absolute Gewissheit bei der Bestimmung erhalten,

als auch einen Andern, der sie noch nicht kennt, die Bestimmung auch eines einzelnen Individums lehren können.

Past. Brehm: Ob wir bis jetzt ein singulares Merkmal kennen oder nicht, verschlägt nichs gegen die artliche Verschiedenheit, da sie ja im Ganzen sowohl am Kleide, als auch an dem Lockton deutlich zu unterscheiden sind. Bei *Calam. palustris* und *arundinacea* haben wir ein solches Zeichen aufgefunden: ich öffne nur den Schnabel, dann sehe ich bei *palustris*, auch bei den Jungen, 2 schwarze Flecken auf der Zunge, welche *arund.* nicht hat. Wer dieses Merkmal nicht kennt, wird bei diesen Thieren noch mehr in Verlegenheit sein, als bei der Bestimmung von *Certh. fam.* und *brachyd.*; ohne dass doch durch des Menschen Unfähigkeit, zu entscheiden, das Speciesrecht einer der beiden Arten anzutasten wäre.

Past. Pässler: Ich kann die Verschiedenheit der beiden Species auch durch ihre verschiedene Nistweise unterstützen; *familiaris* baut nämlich ein stets mit Federn ausgefülltes Nest, das von *brachyd.* ist kleiner und loser. Ich kann beide bestimmt unterscheiden. Auch die Eier unterscheide ich, die von *brachyd.* sind gross gefleckt, während *famil.* feiner punktirte Eier legt. Prof. Blasius kann diese Unterschiede so strenge nicht finden.

Der Vorsitzende sieht es als eine wichtige Erklärung des Hrn. Prof. Blasius an, dass derselbe den Unterschied nicht versteht oder anerkennt, und glaubt die Erörterung eines neuen Themas veranlassen zu dürfen, da Niemand neue Momente für- oder wider das Artrecht der beiden *Certhien* vorbringen kann.

Er fordert daher Hrn. Dr. Altum auf, das Wort zu nehmen über die Würdigung der bei der vorjährigen Versammlung auf die Tagesordnung gesetzten Schwäne.

Dr. Altum: Die Anregung, auch die Schwäne einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen, ist, wie Sie wissen, m. H., vorzüglich entstanden durch die Beschreibung und Abbildung kleiner Schwäne, welche ich in der „Naumannia" niedergelegt habe, weil mir diese Thiere von allen Beschreibungen des *Cygn. minor* wesentlich abzuweichen scheinen. Hr. Dr. Hartlaub in Bremen hat auf die genaue Erforschung Mühe und Zeit verwandt, und neuerdings ein Factum beobachtet, das er uns in dem jetzt eingegangenen Briefe an Baldamus mittheilt. Ich will also erst den bezüglichen Passus des Briefes vorlesen, und erlaube mir dann einige Bemerkungen zuzufügen. — Er lautet: „Es wird Ihnen bekannt sein, in welchem Stadium sich die Schwanen-Geschichte befindet.

Man ist noch immer darüber im Unklaren, ob der von Dr. Altum beschriebene Schwan eine neue Art oder vielmehr gleichartig mit *C. Bewickii* sei. Ich muss mich jetzt sehr entschieden für das Letztere aussprechen. Auf unserem Stadtgraben lebt seit länger als 8 Jahren ein *C. Bewickii*, den ich alljährlich des öfteren beobachtet habe. Derselbe zeigte bis dahin die Schnabelbasis halb, wie man dies bei *C. Bewickii* beschrieb und abbildete, und Sie können sich daher mein Erstaunen denken, als ich, vor einigen Tagen den Vogel einmal wieder beobachtend, Altum's Schwan erblickte; die Wurzelmitte der Maxilla war abgegränzt und glänzend schwarz, und nur in der Mitte dieser schwarzen Stelle ist noch ein kleines gelbes Fleckchen zu bemerken! Ich glaube nach dieser Beobachtung, die schon vor mir unsern Conservator, Herr Schrader, gemacht hatte, darf man wohl nicht länger daran zweifeln, dass Altum's Schwan der sehr alte *Bewickii* sei. Wenigstens zweifeln wir hier nicht mehr daran."

Das also ist die Thatsache, der lebende *Cygn. minor* zu Bremen ist jetzt schwarzstirnig geworden. Nicht etwa, m. H., um mit Gewalt die kleinen Singschwäne in 2 Species zu zerspalten, sondern um die Sache noch der fernern Beobachtung dringlichst zu empfehlen, bemerke ich gegen Hartlaub's Schluss, dass die schwarze Stirnzeichnung im hohen Alter entstände, dass das v. Zittwitz'sche männliche Exempl. nur 2—3 Jahr alt ist; das hohe Alter ist also hier nicht der Grund der Färbung gewesen. Zweitens ist noch immer der nierenförmige Doppelhöker nicht durch die Farbe erklärt. Es ist derselbe freilich von keiner bedeutenden Höhe, aber doch vorhanden. Erlauben Sie mir, zur bessern Verständigung, m. H., eine Zeichnung auf die Tafel*) zu machen. — Es ist die flache Stirnplatte bei *music.* und *minor* hier doppelhökerig aufgetrieben. Die Zeichnung ist dann folgende: Sie wissen, dass Naumann den Unterschied von *musicus* (seinem *xanthorhinus*) und *minor* (*melanorhinus*), die Schnabelfärbung betreffend, dahin angiebt, dass beim ersten das Nasenloch, beim letzteren die Nasenhöhle im Schwarzen liegt. Die Grenze zwischen Gelb und Schwarz variirt ungemein; doch wird die Naumannsche Diagnose in jedem Falle richtig sein. Hier aber bei dem fraglichen ist nur derjenige seitliche Fleck gelb, der im grauen Jugendkleide noch mit Federn bedeckt war, der ganze übrige

*) Der Redner zeichnet auf die im Saale aufgestellte Wandtafel 2 Schwanenköpfe im Profil und von oben, und erörtert an den Figuren seine Bemerkungen.

Schnabel ist schwarz. Die Grenze dieser Stelle können Sie bei allen *music.* und *minor* im spätern Alter stets leicht erkennen an der kleinen Furche, die von der Schnabelfirste zur Nasenhöhle und dann nach unten hin zum Mundwinkel sich wendet, wie ich hier zeichne. Diese Stelle, und nur diese allein, ist bei dem von mir beschriebenen Schwan gelb und zwar orange. Es ist also diese gelbe Färbung nicht etwa unregelmässig, sondern sie ist anatomisch-physiologisch ganz scharf begrenzt; während sich bei *musicus* und *minor* diese Schärfe der Begrenzung auch nicht im Mindesten findet. — Die Bemerkung Schlegels anlangend, dass auch bei *musicus* zuweilen die Stirn mit einem kleinen schwarzen Fleck bezeichnet vorkäme, beruht auf einer gar nicht so seltenen Thatsache. — Weitere Gründe für die Verschiedenheiten beider habe ich nicht, und würde ich mich freuen, wenn ähnliche Nachweise, wie die Hartlaub's, auch noch die letzten Zweifel an der Identität heben würden. — Mit vollster Entschiedenheit aber muss ich der Ansicht entgegentreten, dass alle Singschwäne nur eine einzige Art seien, wie eine solche neulich ein gediegener Forscher brieflich mir gegenüber ausgesprochen hat. Abgesehen von allem Andern zeigen diese kleinen und grossen ganz verschiedene Lebensweise. Die ersten ziehen schon im October durch Westphalen, und halten sich auf den grossen Mooren auf, letztere erscheinen nur in strengen Wintern und folgen den Flüssen. Nie sind beide gemischt.

Prof. Blasius. Man hat die Schwäne nach der Zahl der Schwanzfedern, nach der Farbe des Schnabels, nach Bildung der Luftröhre unterschieden. Die Grösse der Schwäne variirt ungemein, auch die Farbe der Schnäbel. Die Bildung des Brustbeins und der Luftröhre variiren ebenfalls nach dem Alter sehr bedeutend. Die Platte vor der Stirn, auf welche Dr. Altum aufmerksam machte, wird freilich nicht zu einem Höker nach meiner Ansicht. Aber selbst, wenn der Höker da wäre, möchte ich nicht auf dieses hin eine Trennung stützen.

Dr. Altum. Alle Variabilität gebe ich gern zu. Von 4 der kleinen (neuen) Schwäne habe ich die Luftröhren untersucht. Nach dem Alter waren alle verschieden. Ich weiss sehr wohl, wie Gelb und Schwarz in der verschiedensten Vertheilung sich bei *musicus* finden; auch ist die Körpergrösse sehr variabel. Ob aber diese verschiedenen Kleider in einander übergehen, ob sie nicht vielleicht innerhalb bestimmter Grenzen variabel sind, wie ich das durch das Naumann'sche Diagnostikon der Schnabelfärbung eben für *mus.* und *minor* gezeigt, und für die neuen durch eine nähere Bezeichnung des gelben Fleckes zu bestimmen gesucht habe,

ist eine andere Sache. Und käme dann noch die zum kleinen Doppelhöker aufgetriebene Stirnplatte hinzu, so hätte man ja scharfe Grenzen und bestimmte Kennzeichen.

Dr. Gloger. Was die Ilökerbildung anbetrifft, so ist die nicht von grossem Belang bei der Bestimmung. *Anser cygnoides* soll im wilden Zustande keinen Höker haben.

Dr. Altum. Dasselbe zeigt *Anas tadorna mas* in verschiedener Jahreszeit und manche andere Enten in verschiedenem Alter. Allein daraus dürfte doch für Schwäne nichts zu schliessen sein. Wenn mir gezeigt wird, dass bei *Cygn. musicus* ein solches Phänomen vorkommt, so kann das allerdings als nachweisendes Analogon gelten; nicht wohl aber Etwas, was bei einer Gans oder einer Ente Statt hat. Hat Jemand je einen *Cygn. musicus* gesehen, bei dem die Stirnplatte sich so verändert hätte, wie die hier in Frage stehende Eigenthümlichkeit der kleinen Singschwäne? — Und zudem ist auch bei *Anser cynoides* gar keine solche Stirnplatte, die sich buckelförmig auftreibt, es ist eine ganz anderartige Ilökerbildung! also um so weniger analog.

Uebrigens, um es nochmals zu sagen, urgire ich die Verschiedenheiten nicht, um die neue Species als solche aufrecht zu erhalten, sondern nur, um der Wahrheit näher zu kommen, und empfehle sie deshalb noch der fernern Beobachtung; denn nach meiner innersten Ueberzeugung steigt die Wissenschaftlichkeit unsrer Ornithologie, wenn die grosse Verschiedenheit der Kleider und die Anzahl der Arten im **umgekehrten** Verhältnisse stehen, zumal, wenn die äussere Variabilität als naturhistorisch begründet nachgewiesen werden kann. Dadurch baut sich ein organisches Ganze auf, das innerlich zusammenhängt. Eine abweichende Färbung, Zeichnung hat viel höheres wissenschaftliches Interesse, wenn sie ein variirendes Kleid einer bekannten, als wenn sie eine neue Art ist. Ich werde mich demnach im Interesse der Wissenschaft freuen, wenn mein neuer Schwan nichts als Umänderung der schon längst bekannten *minor* ist, und es knüpfen sich dann noch fernere wissenschaftliche Erörterungen über das Wie, Wodurch u. s. w. dieser Erscheinung hier an. Zerreissen wir aber in moderner Weise Alles in Species, was irgend in einer äussern Beziehung variirt, ohne Plan, ohne Princip, nur eben, weil wir Species haben wollen für verschiedene Färbungen, so kann nach meiner Ansicht von einer wissenschaftlichen Behandlung kaum mehr die Rede sein, und die ganze Zoologie ist grösstentheils nichts als ein trocknes Unisono von Beschreibung der Kleider.

Da keine neuen Momente mehr für die eine oder andere Ansicht über die Geltung der Schwäne vorgebracht werden, kann die Sache durch die Beobachtung Dr. Hartlaub's freilich gefördert, doch noch nicht für vollständig erledigt angesehen werden. Der Vorsitzende empfiehlt deshalb noch weitere Forschung und fordert dann Hrn. P. Brehm auf, über die Meisen einen Vortrag zu halten.

Hr. Past. Brehm: Wir müssen zunächst nun auch der Species *alpestris* die letzte Ehre erweisen; auch sie kann ferner nicht mehr zu den Lebendigen gezählt werden. Zuvor erlaube ich mir indess der Versammlung eine Reihe von Parus vorzulegen, welche viel Beifall finden werden:

I. Parus major, L., Die Finkenmeise (Kohlmeise).

Hierher gehören:

a) *Parus major verus*, die ächte Finkenmeise. Mit wenig Aschgraublau auf dem Bürzel, mittellangem Schnabel und ziemlich niedrigem Scheitel. In Skandinavien, Deutschland, weswegen ich sie für den ächten *Parus major*, L. halte.

b) *Parus major robustus*, Brm. Mit kurzem starkem Schnabel und hohem Scheitel. In Deutschland.

c) *Parus major cyanotos*, Brm., welchen man auch für eine besondere Art halten kann. Er ähnelt Nr. a, hat aber einen aschgraublauen Unterrücken, wodurch er sich auf den ersten Blick unterscheidet. Er scheint nicht über Deutschland hinauf zu gehen; in Pommern und in der hiesigen Gegend ist er nicht selten. Ich erhielt gepaarte Paare und eine ganze Familie von ihm.

2. *Parus pallidus*, Brm. (*P. bokhariensis*). Die blasse Finkenmeise. Der Finkenmeise ähnlich in Gestalt, Grösse und Zeichnung, aber von andern Farben; denn der Mantel zieht nicht ins Grüne, sondern ist aschgraublau, mit weisser Flügelbinde, und der Unterkörper weissgrau mit breitem schwarzem Mittellängenstreif, wie bei *Parus major*. Diese Meise ist dem von mir auch vorgezeigten

3) *Parus atriceps* von Java sehr ähnlich, aber viel grösser, und weniger schön in ihren Farben. Ich hielt sie erst für den *Parus bokhariensis* des Berliner Museums. Allein die anwesenden Berliner Herrn versicherten mir, dass sie dies nicht sei, und so sehe ich mich genöthigt, ihr einen besonderen Namen zu geben. Sie erscheint sehr selten in Deutschland als verirrter Vogel. Als eine Subspecies von ihr betrachte ich jetzt —

früher hielt ich ihn für eine Species —, den *Parus pallidus intercedens.**) Er ist ihr ähnlich, aber die Grundfarbe eines Ober- und Unterkörpers steht zwischen ihm und dem *Parus major* gerade in der Mitte; denn die des Oberkörpers zieht etwas ins Grünliche und die des Unterkörpers ins Gelbliche.

Hierher gehört auch noch:

4) *Parus minor*, Schlegel. Dieser ist eine ächte Kohlmeise, aber etwas kleiner als sie. Auf dem Unterkörper blass, fast wie *Parus pallidus*, auf dem obern mit etwas Gelblichgrün. Sie lebt auf Japan.

Alle diese Meisen halte ich für verschiedene Ausgaben unseres *Parus major*, (eine Ansicht, der Niemand widersprach.)

Von den Blaumeisen lege ich ausser den unsrigen die dunkelblaue Blaumeise, *Cyanistes violacens*, Brm. (*P. violaceus*, Vaill., *P. ultramarinus*, Bp., *P. Tenériffa*, Less., *P. coeruleanus*, Malherb.) vor, welche sich mit ihrem blauschwarzen Kopfe und Halsringe, graublauem Rücken und weiss gekanteten Schwung- und Steuerfedern sehr schön ausnimmt und viel Beifall erhalten wird. Hoffentlich finden sie meine Söhne in Südspanien. Das Merkwürdigste ist aber offenbar eine Reihenfolge von Sumpfmeisen, wie sie nirgends zu sehen ist. Sie zerfallen in 2 Hauptabtheilungen.

I. Eigentliche Sumpfmeisen (Poecilae proprie sic dictae).

Sie haben keine deutlichen lichten Einfassungen der Schwungfedern und bilden: die Art *Poecila palustris*, Kaup. (*Parus palustris* L.) die Sumpfmeise. Sie zerfällt in:

a) Die grosse Sumpfmeise *Poecila palustris stagnatilis*, Brm. Sie ist 4″ 9‴ lang und die grösste dieser Abtheilung, mit etwas lichterer Rückenzeichnung, als unsere gewöhnliche Sumpfmeise. Sie lebt in Galizien. Allein mein Sohn Reinhold schoss im Herbste 1854 ein gepaartes Paar und eine einzelne im Saalthale bei Jena. Anderswo ist sie mir nicht vorgekommen, auch habe ich sie aus keiner andern Gegend, als aus Galizien durch die Güte des Herrn Grafen von Wodzicki erhalten.

b) Die ächte Sumpfmeise, *Poecila palustris vera*, Brm. Sie ist 3‴ bis 4‴ kürzer, als Nr. 1., und auf dem Unterkörper etwas lichter, mit mittelgrossem Schnabel. Sie ist der ächte *P. palustris*, Linné. Denn sie lebt in der hiesigen Gegend und in Schweden, namentlich in der Um-

---

*) Siehe Brehm, Vogelfang S. 241.

gegend von Stockholm, woher ich ein Männchen erhielt. Ich vermuthe deswegen gewiss mit Grund, dass dieser grosse Forscher die in seiner Nähe lebenden Meisen vor allen andern werde benannt haben.

c) Die kleinschnäblige Sumpfmeise. *P. pal. subpalustris*, Brm. Kaum kleiner als Nr. 2., aber mit merklich kleinerm Schnabel; in der hiesigen Gegend.

d) Die schmutzige Sumpfmeise. *P. palustris sordida*, Brm. Sie hat die Grösse, Gestalt und Zeichnung der vorhergehenden, aber ihr Unterkörper zeigt ein sehr schmutziges Hellgrau. In Mitteldeutschland.

Von allen diesen Meisen besitze ich gepaarte, die Richtigkeit der Subspecies beweisende Paare, von jeder der 3 letzten mehr, als eins.

Uneigentliche Sumpfmeisen. Poecilae haud proprie sic dictae.

Sie haben deutliche helle Einfassungen der Schwungfedern, meist roströthliche, oder so angeflogene Seiten und bilden mehrere Arten.

1) Die sibirische Sumpfmeise.

a) *Poecila sibirica vera*, Kaup. (*Parus sibiricus*, Gmel.) Sie ist 5'' lang, mit schwarzgraubraunem Kopfe, rostgraubraunem Oberkörper, schwärzlicher Kehle, und grauem, an den Seiten rostfarbigem Unterkörper. Verirrt sich aus dem asiatischen Russland nach Europa, kommt aber auch in Norwegen vor.

b) Die kleinschnäbliche sibirische Sumpfmeise, (*Poecila sib. microrhynchos*, Brm., früher *Parus septentrionalis*, Brm. Sie hat einen kleinern Schnabel, längern Schwanz und grauern Rücken, als Nr. 1., und lebt in Russland.

2) Die Trauersumpfmeise, *Poecila lugubris*, Kaup, *Parus lugubris*, Natt. Etwas grösser, besonders stärker, als die zunächst vorgehende, mit schwarzgrauem Kopfe und herrschender grauer Farbe, ohne Rostfarbe. In Illyrien.

3) Die dunkle Sumpfmeise, *Poecila lugens*, Brm., *Parus lugens*, Brm. Etwas kleiner und dunkler, als Nr. 2. — Kopf und Kehle sind schwärzlich — mit hellerm Unterkörper und grösserm Schnabel. In Griechenland.

4) Die schwarzköpfige Sumpfmeise, *Poecila melanocephala*, Brm. (*Parus melanocephalus*, auct.) Sie ähnelt der folgenden, ist aber wegen ihres längern Schwanzes noch etwas länger, hat einen ganz schwarzen Kopf und Vorderhals — der letztere ähnelt dem des *Parus ater* — und

breiten hellen Kanten an den Schwungfedern. Sie bewohnt Nordamerika und verirrt sich vielleicht von da ein Mal nach Europa.

5) Die Sumpfweidenmeise, *Poecila salicaria*, Brm.*) Diese zerfällt nach ihren Subspecies in folgende:

a) Die Alpen-Sumpfweidenmeise, *P. salicaria alpina*. Brm., (*Par. alpestris*, Bailly). Sie giebt an Grösse der *Poecila lugubris* wenig oder Nichts nach, hat aber einen sehr grossen Schnabel, breite Schwung- und Steuerfedern, an den erstern breite helle Federkanten und übrigens die Zeichnung unserer Sumpfmeise. Auf den Alpen der Schweiz.

b) Die nordische Sumpfweidenmeise, *Poecila salicaria borealis*, Brm., *Parus borealis*, Selys et Liljeborg. Schwächer als a, mit längerm Schwanze und viel kleinerm Schnabel. Die Aussenränder der Schwung- und Steuerfedern sind weisslich. In Norwegen.

c) Die ähnliche Sumpfweidenmeise, *Poecila salicaria assimilis*, Brm. Früher *Par. assimilis* Mit noch längerm Schwanze, aber kleinerm Schnabel, als b. Auf den Gebirgen Galiziens.

d) Die angrenzende Sumpfweidenmeise. *Poecila salicaria accedens*, Brm. Früher *Parus accedens*, Brm. Ich habe diese Meise *P. accedens* genannt, weil sie sehr nahe an *Poec. salic. borealis* angrenzt. Der einzige Hauptunterschied besteht in ihrem etwas kürzerem Schwanze und ihren mehr rostgrau angeflogenen Seiten. Sie ist sehr selten in unsern Thälern, hatte aber vor mehrern Jahren auf einem Berge der hiesigen Gegend in einem Nadelwalde gebrütet; ich schoss daselbst von den nicht lange ausgeflogenen Jungen 3 Stück.

e) Die ächte Sumpfweidenmeise, *Poecila salicaria vera*, Brm. Früher *Parus salicarius*, Brm.**) Noch etwas kleiner, als d), mit kürzerm Schwanze und Schnabel und rosröthlich angeflogenen Seiten. Sie ist häufiger, als die zunächst vorbergehende, in den hiesigen Thälern.

f) Die mäusegraue Sumpfweidenmeise, *Poecila salicaria murina*, Brm., *Parus murinus*, Brm. Noch kleiner und dunkler auf dem Oberkörper als Nr. e), mit deutlich rostroth angeflogenen Seiten und kleinerm Schnabel. Auch in unsern Thälern.

Von den 4 letztern besitze ich mehrere gepaarte Paare. (Diese Gruppe erregte die Bewunderung der Anwesenden, veranlasste aber keine Besprechung.)

Die Versammlung war den Erörterungen des verdienstvollen Altmei-

*) Die grössern folgenden Meisen habe ich schon im Jahre 1831, freilich nur anatomisch, als *Parus salicarius* beschrieben. Siehe Handbuch S. 465.

**) Siehe Brehm's Handbuch S. 465.

sters der Ornithologie mit regstem Interesse und lebhafter Theilnahme gefolgt. Mehrfach wurden Versuche angestellt, einzelne aus den Suiten dargereichte Individuen zu bestimmen, nach den angegebenen Diagnosen, und man stimmte endlich in dem Resultate überein, dass *Parus palustris* und *borealis* specifisch verschieden, *borealis* mit *alpestris* aber gleich sei.

Hr. Dr. J. Hoffmann wurde nun aufgefordert, seine Mittheilungen über die von ihm mitgebrachten, eigenthümlich gefärbten jungen Sperber (♂) zu geben.

Ich habe die Ehre, der Versammlung hier eine Varietät von *F. nisus* vorzulegen, die, so viel mir bekannt, noch nicht beobachtet, oder beschrieben wurde. Es ist, wie schon aus der Grösse ersichtlich, ein männlicher Vogel; das Kleid hat noch die meiste Aehnlichkeit mit dem Jugendkleide, und ich habe desshalb zur Vergleichung ein solches mitgebracht. Ganz auffallend ist das vorherrschende Rostroth am ganzen Unterkörper, namentlich an Hosen und Bauchseiten. Auf der Oberbrust, wo beim jungen Vogel die rundlichen getüpften rothbraunen Flecken stehen, zeigt diese Varietät längliche Pfeilflecken von mattschwarzer Farbe. Die Hosen haben keine Querbinden, sondern spitze Pfeilflecken. Scheitel, Nacken, Rücken und Bürzelfedern sind auffallend lebhaft rostroth gerandet. Die untern Schwanzdeckfedern, welche sonst rein weiss sind, haben rostbraune Enden. In den Dimensionen der einzelnen Körpertheile zeigt der Vogel nichts Abweichendes.

Da es mir interessant war, über das Alter des Vogels Aufschluss zu erhalten, liess ich den Rumpf mazeriren, um aus der Beschaffenheit der Knochen das muthmassliche Alter zu entnehmen, und da ergab sich dann, dass der Vogel wahrscheinlich das erste Lebensjahr schon überschritten, also nach dem Jugendkleide mindestens einmal dieses sonderbare Kleid getragen hatte.

Ich lege ihnen hier die Knochenreste vor und zum Vergleich das Scelet eines alten Individuums, das blauen Rücken und auf der Brust lebhaft roth gewellte Federn trug. Es zeigt sich kein bemerklicher Unterschied in der Consistenz der Knochentheile. Nur am Becken der Varietät zeigen sich Hüftbein und Sitzbein nicht so eng mit dem Kreuzbein verwachsen, als bei dem andern. Die Pneumaticität der Knochen beider Scelete stimmt ziemlich genau überein.

Herr P. Brehm bestimmt dieselben als seiner *intercedens* angehörig.

Hr. Pastor Brehm zeigt noch eine reiche Auswahl von *Fring. linaria*, die er in zwei Reihen, roth- und weissbrüstige, zerlegt, und deren Vor-

schiedenheit er an den einzelnen Exemplaren nachweist. (Man vergl. den Aufsatz von ihm. Naum. 1856. II.)

Sodann legt er noch eine grosse Anzahl Blaukehlchen vor, die er in den verschiedenen Färbungen noch für eigene Spezies hält.*)

„Auch von *Cyanecula* lege ich noch eine Reihenfolge vor. Als Sippenkennzeichen stelle ich auf: Der Schwanz ist an der hintern Hälfte roth, an der vordern schwarz; die vermauserten Männchen haben am Vorderhalse ein schönes Blau. Das Jugendkleid ist auf dem Oberkörper und am Vorderhalse schwarz oder schwärzlich mit rostgelben Längeflecken. Das erste Herbstkleid hat bei den Männchen oben am Kropfe einen blauen Gürtel, unter ihm einen schwarzen und unter diesem einen hoch rostrothen, bei den Weibchen nur einen schwärzlichen Halbmond. Gegen das Frühjahr, d. h. im Februar und März, erfolgt die Mauser und bringt den Männchen die anfangs mattblaue Kehle, welche sich bald in das herrlich glänzende Blau ausfärbt, während die Weibchen ihren schwärzlichen Halbmond behalten und in spätern Jahren mehr oder weniger Blau am Vorderhalse bekommen.

Die Mauser der alten Vögel erfolgt bald nach der Brutzeit. Das Blau des Herbstkleides ist bei ihnen auch etwas matt und färbt sich erst gegen das Frühjahr prächtig aus. Die Mauser der einjährigen Vögel erstreckt sich fast nur auf den Vorderhals. Ich kenne folgende Arten und Unterarten, welche aber nur im männlichen Geschlechte mit Sicherheit zu unterscheiden sind.

1) Das schwedische Blaukehlchen, *Cyanecula suecica*, Brm., (*Motacilla suecica*, L.). a) Das alte und einjährige Männchen hat einen grössern oder kleinern, rein zimmetfarbigen Fleck in der blauen Kehle, in welchem die Federspitzen nie weiss gekantet sind. Von Sibirien bis nach Schweden zur Brutzeit, auf dem Zuge äusserst selten in Deutschland, überwintert in Aegypten.

2) Das östliche Blaukehlchen, *Cyanecula orientalis*, Brm. Der zimmetfarbige Kehlfleck der Männchen hat eine weisse Einfassung. Aeusserst selten auf dem Zuge in Deutschland, im Winter in Egypten.

---

*) Auch in Sibirien und Lappland kommt *Cyanecula orientalis* Brm. vor, nur mit dem Unterschiede, dass hier der weisse Kreis um den rothen Kern der Brustzeichnung entweder nur schmal, oder gar nur auf einigen Federn zu sehen, also unterbrochen ist. Solche Kleider sind also die auffallendsten Mittelfärbungen zwischen *coerulecula* Pall. und *orientalis* Brm. B.

Eine Subspecies von ihm ist das doppelfarbige östliche Blaukehlchen, *Cyanecula orientalis bicolor*, Brm. Dem vorhergehenden ähnlich, mit wenig Zimmetbraun auf dem weissen Sterne. In Aegypten, äusserst selten auf dem Zuge in Deutschland.

3) Das dunkle Blaukehlchen, *Cyanecula obscura*, Brm. Die Kehle der Männchen hat ein dunkles Blau mit wenig ausgebreitetem weissen Stern, welcher mit zunehmendem Alter immer kleiner wird und bei ganz alten Vögeln fast oder ganz verschwindet. Diese Art tritt in folgenden Subspecies auf, als:

a) Das grosse dunkle Blaukehlchen, *Cyanecula obscura major*, Brm. Es unterscheidet sich auf den ersten Blick durch seine Grösse von allen Verwandten; wandert durch Mitteldeutschland.

b) Das langschnäblige dunkle Blaukehlchen. *Cyanecula obscura longirostris*, Brm. Durch seinen langen Schnabel sehr ausgezeichnet, wandert durch Deutschland.

c) Das kleine dunkle Blaukehlchen, *C. obscura minor*, Brm. Das kleinste von allen Blaukehlchen, und deswegen leicht zu erkennen; brütet in Norddeutschland.

4) Das Wolfische Blaukehlchen, *C. Wolfii*, Brm. Mit prächtig hochblauer Kehle beim Männchen, in welcher nur die einjährigen Vögel eine Spur von weissem Stern, die alten aber ein reines Blau haben. Brütet in Mitteldeutschland, fehlt im Mecklenburgischen.

5) Das weisssternige Blaukehlchen, *C. leuco-cyana*, Brm. Mit prächtig atlasweissem Stern auf hochblauer Kehle der Männchen, welcher mit zunehmendem Alter immer grösser und schöner wird und dem Vogel ein herrliches Ansehen giebt. Es zieht durch Mitteldeutschland, überwintert in Aegypten.

(Diese Blaukehlchen interessirten alle Anwesenden, besonders aber Altum und Hoffmann, welche Beide in Bezug auf die Verschiedenheiten der Arten anderer Meinung als ich gewesen waren; bei der Ansicht der vorgelegten Reihe aber ihre frühere Behauptung zurücknahmen. Altum zweifelte an der Richtigkeit der Trennung der *C. suecica* et *orientalis*, weil, wie er glaubte, alle *C. suecica* an dem braunen Stern etwas Weisses hätten. Als ich ihm aber nachwies, dass bei allen nordischen Blaukehlchen, der ächten *Cyanecula suecica*, die zimmtbraunen Federn des Sterns nie weisse Spitzen, wie bei *Cyanecula orientalis* hätten — die aus Egypten gebrachten Männchen der *C. suecica* zeigen auch an den hervorwachsenden zimmtbraunen Federn keine weisse Spitze — so schien er

seine Meinung zu ändern. Ja er hatte eine solche Freude an meiner Blaukehlchensuite, dass er bei einem Tauschgeschäfte — ich wollte ihm Blaukehlchen für *Limosa terke* und ihr Ei geben, lieber auf jede Vergütung verzichten, als eine Lücke in diese Suite gebracht wissen wollte, was ich dankbar erkennè.*)

Endlich lege ich noch mehrere neue Vögelarten vor, nämlich zuerst eine Reihe von Ammerlerchen, *Melanocorypha.*

1) Die Kalanderlerche, *Melanocorypha calandra*, Boje. *Alauda calandra*, L.

Eine grosse Lerche mit dickem Schnabel, oben lerchenfarben, an jeder Seite des Halses mit einem schwarzen Fleck. Das Weibchen ist kleiner, als das Männchen.

a) Die weisskehlige Kalanderlerche, *Melanocorypha calandra albigularis*, Brm.; früher *Melanoc. albigularis*, Brm.

Der Schnabel ist mittelgross, hoch und etwas kurz, der Oberkörper ächt feldlerchenfarbig, die 1. Steuerfeder fast ganz weiss, die 2., 3., 4. und 3. mit einer weissen Spitze. Der weissliche, an den Seiten graue Unterkörper mit einem schwarzen Fleck auf jeder Seite des Halses, unter ihm und neben der Kehle mit braunen Fleckchen. In Dalmatien. Eine andere Subspecies ist

b) Die grosschnäblige Kalanderlerche, *Melanocorypha calandra megarhynchos*, Brm.

Der Oberkörper zieht mehr ins Aschgraue, die erste Steuerfeder hat weniger weiss und der merklich längere Schnabel ist grösser als bei a). In Algerien und auf Sardinien. Eine 3. Subspecies ist

c) Die kleine Kalanderlerche, *Melanocorypha calandra subcalandra*, Brm., früher *Melanoc. subcalandra*, Brm.

Kaum kleiner als a), mit kürzerm Schnabel und kleinerm schwarzen Halsfleck, viel häufigern dunkeln Flecken an dem Vorderhalse und Kropfe, und mehr Grau an den Seiten als bei a). In Griechenland und Dalmatien.

2) Die halbringige Kalanderlerche, *Melanocorypha semitorquata*, Brm.

An Gestalt und Grösse auch eine Kalanderlerche mit etwas kleinerem Schnabel, als die vorhergehenden, aschgrauem, schwarzgeflecktem

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, dass das in Parenthese Stehende spätere Zusätze des H. P. Brehm enthält, der seine Vorträge selbst auszuarbeiten die Güte hatte. D. Redaction.

Oberkörper, fast rein weissem Unterkörper mit wenigen, kaum braunen Fleckchen am Halse, wenig Grau an den Seiten und so grossen schwarzen Flecken an den Halsseiten, dass diese nur einen Streif an der Gurgel leer lassen. Die 1. Steuerfeder ist grössten Theils weiss, nur die 2. und 3. hat eine weisse Spitze, der Unterflügel ist grauschwarz. An der Wolga bei Sarepta.

3) Die rostgrauliche Kalanderlerche, *Melan rufescens*, nobis

So gross wie *Mel. cal. subcalandra*, mit gestrecktem niedrigem Schnabel, rostgrauem, braunschwarz gefleckten Oberkörper, und weissem, auf dem Kropf und an den Seiten etwas rostgrauem Unterkörper, mittelgrossen schwarzen Halsseitenflecken und rostbraunen Längeflecken an den Kropfseiten. Ihr Hauptkennzeichen aber bilden die Schwung- und Steuerfedern. Bei allen vorhergehenden haben die mittlern Schwungfedern eine breite weisse Spitzenkante, von welcher unser Vogel gar keine Spur zeigt, und die 1. Steuerfeder ist bei allen Kalanderlerchen fast ganz oder doch grössten Theils weiss, bei der unsrigen aber schwärzlich mit hellerm Saume und rostgelblicher Spitze. Im Winter in Ostsudahn. —

Diese beiden letzten Lerchen bilden die Gegensätze. Die *Melan. semitorquata* zeigt Aschgrau und die *rufescens* Rostgrau in höchster Ausbildung. Beide sind gute Arten.

Auch zeige ich 2 kurzzehige Lerchenarten vor, nämlich:

1) Die rostrückige kurzzehige Lerche, *Calandrella ferruginea*, Alfr. Brm. (*Calandrella cinnamomea*, Bp.; früher *Melanocorypha ferruginea*, nobis.)

Eine sehr ausgezeichnete kleine Lerche von 5″ 9‴ Länge, mit bogenförmigem Schnabel und etwas kurzem, wenig bogenförmigem Sporn, sehr stumpfem, kurzem Flügel — die Schwungfedern 1. Ordnung treten im zusammengelegten Flügel nur 2‴ über die der 2. vor — hochrostfarbigem Oberkörper, an welchem auch die Schwung- und 4 mittlern Steuerfedern diese Farbe tragen, überall mit rostweisslichen Federkanten und weisslichem, am Kropfe rostfarbig in die Länge gefleckten Unterkörper. Der Unterflügel ist zimmetfarbig, die erste Steuerfeder grössten Theils rein weiss, die 2., 3. und 4. meist braunschwarz, die 2. auf der äussern Fahne und an der Spitze weiss, die 3. und 4. vorn so gesäumt. Diese seltene Lerche zeigt recht deutlich, wie der Schöpfer die Thiere dem Boden, auf welchem sie leben, gemäss gefärbt hat. Sie bewohnt den Ocker-Boden Kordofahns und trägt seine Farbe. Als Bona-

parte vor einigen Jahren in Renthendorf war, zeigte ich ihm diese Lerche als eine neue Art; er erkannte sie als solche an und nahm sie in seinem Consp. avium auf.

Eine ganz andere Art ist

2) Die kurzflügelige kurzzehige Lerche, *Calandrella brachypterà*, Brm.

Eine kleine neue nur 5″ lange Lerche mit so kurzen Schwingen, dass im zusammengelegten Flügel die Schwungfedern 1. Ordnung gar nicht über die der 2. vorstehen. Der Schnabel gebogen, hoch und spitzig. Der Oberkörper schwarzbraunlerchenfarbig; die Schwing- und Steuerfedern sind schwarz, die erste der letztern an der äussern Fahne weiss, der Unterkörper rostgrau, gelblich weiss, am Vorderhalse weiss, am Kropfe mit schwarzbraunen Längeflecken. Auf Java. Ich weiss nicht ob dieser Vogel schon beschrieben ist oder nicht. Ich habe ihn mitgenommen, um die Aufmerksamkeit der Ornithologen auf ihn zu richten.

Auch lege ich der Versammlung einige Sperlinge vor und zwar zuerst

1) Den rothrückigen Haussperling, *Passer rufidorsàlis*, nobis.

Unserm Haussperling etwas ähnlich, täuschend ähnlich aber meinem *Passer intercedens*, welcher bekanntlich zwischen *Passer domesticus* et *italicus* in der Mitte steht und einen kastanienbraunrothen Hinterhals und Oberrücken hat. Nur sind bei unserm *Passer rufidorsalis* die Farben höher und schöner; denn der Oberkopf hat ein helleres Aschgrau und der Rücken ein höheres Kastanienbraunroth, welches weniger, oder fast gar nicht, gefleckt ist und sich beinahe über den ganzen Flügel verbreitet. Die Weibchen und Jungen ähneln denen unseres Haussperlings sehr, haben aber weniger dunkle Längeflecken auf dem Rücken und sind sogleich an ihrer geringen Grösse zu erkennen; denn dieser *Passer rufidorsalis* ist nicht grösser, als unser Feldsperling, also $1^1/_3$ kleiner als *Passer domesticus*.

Wir besitzen von diesem Vogel 2 Snbspecies in beiden Geschlechtern:

a) Den grosschnäbligen rothrückigen Sperling, *Passer rufidorsalis megarhynchos*, *nob.*

Sein Schnabel ist gross, sein Schwanz etwas lang, auch auf dem Rücken des Männchens sind die schwarzen Längeflecken ziemlich häufig.

b) Der kleinschnäblige rothrückige Sperling, *Passer rufidorsalis microrhynchos*, *nobis.*

Er unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch den kleinen Schnabel, dem kürzern Schwanz und die auf dem höher gefärbten Rücken des Männchens kaum bemerkbaren dunkeln Flecken.

Beide Subspecies leben in Ostsudahn und sind bei Chartum nicht eben selten.

Wenn meine Söhne aus Spanien Sperlinge mitgebracht haben werden, will ich mit Gottes Hülfe eine Abhandlung über diese Vögel, so weit ich sie kenne, mittheilen.

Zu den wenigen Arten der Steinsperlinge, welche man kennt, brachte mein Sohn noch eine neue mit, nämlich:

Den weisskehligen Steinsperling, *Petronia albigularis*, nobis.

Er hat die Gestalt unsers Steinsperlings, und ähnelt ihm auch in der Farbe, aber nicht in der Zeichnung; denn sein ganzer Oberkörper ist sperlingsgrau mit hellgrauem Augenstreif, aber ohne solchen Mittelkopfstreif, wie bei unserer *Petronia*, auf dem Rücken kaum merklich dunkler gewölkt, mit 2 wenig vortretenden hellen Flügelbinden; die Schwung- und Steuerfedern sind grauschwarz, heller gesäumt; der Unterflügel ist grau, der Unterkörper weissgrau, an dem Kropfe und den Brustanfängen sperlingsgrau. Die weisse Kehle ist von einem dunkelsperlingsgrauem breiten Streifen eingefasst. Beide Geschlechter sind in der Zeichnung nicht verschieden. Von der *Petronia petronella*, welche einen gelben Kehlfleck hat, unterscheidet er sich nicht nur durch die weisse Kehle, sondern auch durch den Schnabel und die übrige Zeichnung. Er lebt in Sennaar.

Ausser diesen vorstehenden Vögeln lege ich zuletzt den Ornithologen noch vor einen sehr seltenen, von ihnen noch nie gesehenen Vogel, nämlich:

Wodzickii's Heuschreckenschilffänger, *Locustella Wodzickii* Brm.

Ich bemerke über ihn vorläufig nur so viel, dass er mit *Locustella luscinioides* viele Aehnlichkeit hat, aber viel kleiner ist und sich auch noch wesentlich von dieser durch die erste Schwungfeder unterscheidet. Er lebt in Galizien.

Da aber der Herr Graf kein Freund neuer Arten ist, so würde er vielleicht der Erste sein, welcher die nach ihm benannte Art umwürfe, wenn sie nicht fest' begründet würde. Zu dieser Begründung fehlt mir

jetzt die Zeit, und darum behalte ich mir vor, diese Vögel nächstens zusammen zu stellen und genau zu beschreiben."

Hr. Pf. Jaeckel legt einige der in Bayern geschossenen *Ficedula icterina* und *Meissneri* vor, und giebt darüber folgende Mittheilung:

„Am 20. April 1855 schoss der Landarzt (Kress) zu Kloster Ebrach im Steigerwalde (im k. bayr. Regierungsbezirk Oberfrankeu) eine *Ficedula*, die er sofort von den ihm bekannten Laubsängerarten verschieden erkannte. Ohne einen Laut vom lebenden Vogel gehört oder in seinem Betragen etwas Auffallendes bemerkt zu haben und die *icterina* nur nach einer ungenügenden Diagnose in Schinz's europäischer Fauna dem Namen nach kennend, sprach er die bestimmte Ueberzeugung aus, nur *ict.* könne sein Vogel sein. Ich erbat ihn mir zur Ansicht, fand ihn mit der Diagnose der *ict.* in den Wirbelthieren von Keys. und Blasius übereinstimmend und schickte ihn, um ganz sicher zu gehen, durch Baldamus gütige Vermittelung an Pr. Blasius, welcher ihn mit seinem Originalexemplare der *Fic. ict.* Eversm. = *F. Eversmänni.* Bonap. vollkommen übereinstimmend fand.*)

Ich beauftragte noch vorigen Herbst Herrn Kress, einen sehr tüchtigen Beobachter, (der heuer auch *Muscicapa parva* bei Ebrach brütend beobachtet hat, ein ungemein scharfes Ohr für Vogelstimmen hat und z. B. *Certhia familiaris et brachydactyla* mit einer zu jeder Wette erbötigen Gewissheit am Lockton und Gesang unterscheidet), im Frühjahre 1856 genau auf die *Ict.* Acht zu geben. Der Erfolg war, dass er an der Stelle, wo er ein Jahr zuvor das erste Exemplar schoss, am 18. April d. J. ein Männchen und an den beiden darauf folgenden Tagen noch 2 desgleichen erlegte, welche vollkommen mit dem vorjährigen übereinstimmten. Vom Lockton sagt Kress, dass er bestimmt tiefer sei, als bei *Trochilus*, der Gesang sei beinahe wie bei diesem, aber heller und melodischer, dabei sehr stark. Die Abweichung im Gesange liege in der Mitte, die Verschiedenheit falle hier sehr in das Ohr, es sei ihm aber unmöglich, dieselbe mit Worten zu versinnlichen. *Icterina* halte sich in reinem Laubwalde auf, während *trochilus* gemischte Hölzer und reinen Nadelwald bewohnt, wie dies auch hier häufig ist. Eines dieser Männchen, ein herrliches Exemplar, habe ich die Ehre, der p. p. Versammlung vorzulegen.

F. sylvestris. Meissner. Am 22. April 1856 sah Herr Kress an einem Weiher bei Kloster Ebrach 2 ungemein lebhafte Vögelchen, wahrschein-

*) S. Abhandlungen des zool. mineral. Vereins in Regensburg 1856, 7. Heft. Anhang pag. 143—49.

sich ein gepaartes Paar, und hörte von ihnen einen Lockton, wie er noch keinen ähnlichen von einem Laubsänger vernommen hatte. Der Ton war dem der Nachtigall ähnlich, aber schwächer, jedoch stärker, als bei dem Rothschwanze. Kress folgte ihnen, während sie sich neckten und jagten, etwa eine Stunde, um vielleicht weitere interessante Beobachtungen zu machen und endlich zu schiessen. Er erlegte das Weibchen davon, welches ich mich beehre, der p. p. Versammlung vorzulegen. Der Schwanz ist kürzer als bei *rufa*, mehr abgerundet als keilförmig; die Flügel, vom vordersten Gelenkbuge an gemessen bis zur Spitze der längsten Schwungfeder, gleichfalls kürzer als an *rufa*, nicht länger als bei *Regulus ignicapillus*; der ausgebreitete Flügel gerundeter als an allen andern Laubsängern. Die 4. Schwungfeder die längste, die 3., 5. und 6. einander gleich, 2. und 8. einander gleich, die 7. der 8. näher als der 6. Die 4., 5. und 6. Schwinge auf der Aussenfahne verengt; demnach die Stellung im Systeme: *Fic. silvestris*, *rufa*. *Bonelli*. Das Köpfchen des vorgezeigten Exemplars runder; nicht so zugespitzt als an *rufa*.

Der Gedanke an eine Bastarderzeugung der *Sylvestris* durch *troch.* und *rufa* liegt nahe. Dieser Annahme kann ich nicht beitreten. Bastarde stehen, in der Grösse namentlich, zwischen den Arten, welchen ihre Erzeuger angehören, also z. B. *Tetrao medius* zwischen *urogallus* und *tetrix*. *Sylv.* steht nicht (wenigstens die vorgezeigte nicht) zwischen *troch.* und *rufa*, sondern ist kleiner als sie.

Der Schnabel der *Sylv.* ist von dem der *rufa* sehr verschieden; von oben gesehen viel breiter, spitzwärts allmählich verlaufend, während er bei *rufa* in der Mitte eingeschnürt ist und von da an spitzewärts sehr schlank verläuft. Der Schnabel der *Sylvia rufa* ist, von oben gesehen, in der Form den Schnäbeln von *troch.* und *Eversmanni* sehr ähnlich, jedoch auch von denselben wieder wesentlich verschieden. Bei der vorgezeigten *Sylv.* ist ein Ausschnitt an der Spitze des Oberkiefers nicht einmal mit der Lupe zu bemerken und der Oberkiefer an seiner Spitze sehr zart übergebogen, während bei *troch.* und *Eversm.* die Kerbe des Oberkiefers sehr markirt und die Spitze besonders beim *troch.* viel stärker abwärts gebogen und meistens in ein Häkchen verlängert ist. In der Färbung ist das Schnäbelchen von dem des *troch.* sehr verschieden, viel dunkler am Ober- und vornehmlich am Unterkiefer, nur die Schneide etwas licht horngelblich. Bei *trochilus* dominirt am Unterkiefer das Gelb, bei *Sylv.* das Hornbraun.

Am 10. Juni a. c. hörte Herr Kress wieder einen solchen Vogel im Hochwalde bei Kloster Ebrach im sogenannten Weiherholz.

Ferner lege ich noch einen weiblichen jungen Herbstvogel von *Fic. rufa* vor, an welchem die zweite Schwinge der Länge nach in der Mitte zwischen der 8. und 9. steht."

Dr. Hennecke berichtet über das bekannte Päärchen von *Petroc. saxátilis*. Es lebt noch. Das Männchen legte schon im Decemb. sein Prachtkleid an und war im Februar schön vermausert. Das Weibchen begann erst im März, manserte aber nicht so vollständig. Im April war bei ihm die Mauser zu Ende. — Dr. Altum bemerkt hierauf, dass bei seinem Blaukehlchen, an dem sich im vorigen Jahre während der Mauser und kurz nachher $2^1/_2$ Species entwickelt hatten, jetzt später, langsamer und sehr unregelmässig sich der Federwechsel zeige.

Bar. v. Münchhausen berichtet, dass in seiner Gegend 14 Tage lang eine *Turdus torquatus* während der Brutzeit beobachtet worden sei, das Nest aber habe nicht aufgefunden werden können.

Der Vorsitzende erinnnert dann daran, dass noch ein Gegenstand auf der Tagesordnung zur Erledigung für die diesjährige Versammlung stehe; das seien die Gänse. Er ersucht deshalb die anwesenden Herren, auch hierüber Mittheilungen zu machen.

Es schien jedoch Niemand der Anwesenden Gelegenheit gehabt zu haben, Erfahrungen über diesen schwierigen Gegenstand sammeln zu können, ausser dass Dr. Altum bemerkte, dass sich im zool. Garten zu Berlin 4 *Anser albifrons* befänden, von denen das eine Exemplar fleischrothe Füsse habe, also nach Selys und Schlegel *pallipes* sei. Es unterscheide sich aber nicht bloss durch diese Färbung von den 3 andern, sondern auch durch etwas grösseren Körperbau und durch einen dickeren Hals, so dass es an diesem letzten Kennzeichen leicht schon aus einiger Entfernung zu unterscheiden sei. Ob diese äussere Verschiedenheit auch eine specifische Differenz anzeige, darüber habe er kein Urtheil.

Der Vorsitzende. Wir müssen somit diesen Gegenstand als unerledigt ansehen und haben an ihm noch ein schönes Feld der Beobachtung. Es erübrigt dann noch, die Tagesordnung unserer nächsten Versammlung festzusetzen. Es sind noch weitere Aufklärungen über: Falken und Gänse nothwendig. Ferner müssen noch nachgetragen werden Erörterungen über

die Gattungen *Motacilla* und *Budytes*. Auch ist neues Material über *Anthus pratensis* und *cervinus* sehr erwünscht.

P. Blasius: Diejenigen Herren, welche einzelne Punkte der diesjährigen Besprechungen für noch nicht genügend erledigt halten, mögen in der „Naumannia" die Sache zur Besprechung bringen, damit die vollständige Erledigung der fraglichen Differenzen bei der nächsten Versammlung möglichst bewerkstelligt werden kann.

Der Vorsitzende stimmt zu, und macht fernernoch darauf aufmerksam, ob nicht auch ein mehr allgemeines Thema bestimmt und im nächsten Jahre besprochen werden könnte.

Die Versammlung billigt diesen Vorschlag, und Hr. P. Brehm nennt gleich ein solches:

„Woher kommt die bedeutende Verminderung der Vögel und „wie ist dagegen anzukämpfen?"

Dieses Thema wird freudig begrüsst und allgemein angenommen.

Hr. Past. Brehm verspricht, wenn es ihm möglich wäre, sicher nach Rostock zu kommen, eine grössere Anzahl gepaarter Paare mitzubringen, um seine Ansichten über Subspecies (oder Racen) darzulegen.

Die Versammelten danken freudig erregt für diese Zusage des geistesfrischen, gemüthlichen Veteranen, und schmeicheln sich mit der frohen Hoffnung im künftigen Jahre der Versammlung wiederum beiwohnen zu können, welche in den jetzigen Tagen des näheren Zusammenlebens und Wirkens sowohl für Geist und Gemüth, als auch für die Förderung der Wissenschaft die angenehmste Rückerinnerung bei Allen hinterlassen wird.

Dr. Hennecke: Es bleibt mir nur zum Schluss unserer schönen Versammlung noch übrig, den aufrichtigsten Dank auszusprechen dem Prinzen Charles Lucien Bonaparte, der durch seine Gegenwart nicht wenig zum Glanze dieser unvergesslichen Tage beigetragen und auch hier, wie überall, für die Wissenschaft, für unsere Gesellschaft und die „Naumannia" rastlos thätig gewesen ist und durch seine Güte und Freundlichkeit aller Herzen gewonnen hat. Zu danken habe ich der Versammlung für die Nachsicht, die sie mir bewiesen. Zu danken endlich unsern Geschäftsführern, die Nichts versäumt haben, um uns den Aufenthalt in dem gemüthlichen Köthen so angenehm als möglich zu machen.

Und somit schliesse ich denn die zehnte Versammlung der deutschen Ornithologen-Gesellschaft in Cöthen.

Auf ein zahlreiches und frohes Wiedersehn in Rostock!

Im Namen des Vorstandes.
Chr. L. Brehm.

Im Namen und Auftrage des abwesenden Sekretärs.
Dr. B. Altum.

Nach den Tagen der Versammlung sind an Unterzeichneten noch eingegangen:

1) Brief nebst 2 Beilagen und 3 Tafeln Abbildungen (*Picus cruentatus*, *Antinori* und *Accipiter nisoides*, *Antinori*) vom Hrn. Marchese Oratio Antinori in Smyrna. (Beil. Nr. 5, a. b.)

2) Brief von H. G. von Gonzenbach in Smyrna, nebst einer Sendung von 88 (sehr schön präparirten) meist sehr interessanten Vögeln, welche leider für die Versammlung zu spät angelangt.

Es befinden sich darunter die Typen des Hrn. Marchese Antinori von seinem *Picus cruentatus* ♀ ♂ *et juv.*, *Accipiter nisoides*, ♀ ♂ *et juv.*, und *Athene vigilans* ♂; ferner *Buteo pojana* ♂, *Buteäetos leueurus* ♀ ♂, *Sylvia Rüppelli* ♀ *juv.*, *Sylvia clarisona*, *Truqui* ♀ ♂, *Sylvia rubricapilla*, ♀ ♂ *et juv.* eine Suite von *Acridoth. roseus* vom ersten bis vierten Jahre, *Vultur fulvus*, *albicollis* (?) *cinereus* etc. Unter den Eiern zeichnen sich besonders 4 Stück in der Gestalt sehr von einander abweichende von *Acridoth. roseus* aus.

Diebzig, den 19. August 1856.

E. Baldamus, Sekretär.

Druckfehler

im Heft IV. der „Naumannia", um deren Berichtigung der Leser ersucht wird.

S. 279, Z. 19 v. o.: verweisen st. „verwerfen".
„ 292, „ 11 v. u.: Enten st. „Eulen".
„ 295, „ 4 v. u.: Bruhwerkzeug st. „Bruchwerkzeug".
„ 297, „ 16 v. u.: ihrer Gestalt nach st. „ihre Gestalt noch".
„ 306, „ 13 v. u.: hinter „klimatische" fehlt das Wort Abänderung.
„ 307, „ 2 v. o.: ist „sich" wegzustreichen.
„ „ „ 13 v. u.: vor „chaotisches Stückwerk" fehlt als.
„ 322, „ 12 v. o.: vor „bestimmt" fehlt so.
„ 325, „ 2 v. u.: Raubmöven st. „Raubvögeln".
„ 326, „ 12 v. u.: eine lilaafarbige st. „die lilasfarbige".